

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **38 (1956)**

Heft 47

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizer Frauenblatt

Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Zürich
Redaktion: Frau B. Wehrli-Knobel, Birnmendlerstrasse 426, Zürich 55, Tel. (051) 35 30 65
Inserten-Annahme: Ruckstuhl-Annancen, Forchstrasse 99, Zürich 32, Tel. (051) 32 76 98, Postcheck-Konto VIII 16327
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Tel. (052) 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einseitige Mittelmeterspalte oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verantwortlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluss Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Erziehung zu Freiheit und Verantwortung

Im Rahmen des 3. staatsbürgerlichen Informationskurses über «Unsere Landesverteidigung» (20./21. Oktober) gehaltenen Vortrag von Dr. Ida Somazzi, Bern.

I.

Thomas Mann nannte die Schweiz «das nach seiner Natur grossartige Land». Grossartig ist auch die Idee der Freiheit, die in der Gründung des Eidgenössischen Bundes, in seiner Weiterentwicklung durch die Jahrhunderte, in seinen Gesetzen und Institutionen, in der Bundesverfassung von 1848 und nicht zuletzt im Charakterbild vieler seiner Bürger und Bürgerinnen wirksam zu werden und das Bild vom «freien Schweizer» zu prägen vermochte. So konnte der Bundesrat in seiner Botschaft 1938 feststellen: «Die Achtung vor dem Recht und vor der Freiheit der menschlichen Persönlichkeit ist so tief in der schweizerischen Rechtskultur und Staatsauffassung verankert, dass sie unbestreitbar als gemeinsames Gut schweizerischen Denkens angesprochen werden darf.»

Die Freiheit hat sich hier als schöpferische Kraft, als «Triebrad der Geschichte» und auch als formende Kraft der menschlichen Persönlichkeit ausgewirkt. In beiden Gebieten liegt die Kraftquelle, aus der die Freiheit aufsteigt, in der Seele des Menschen, der die Freiheit will, erstrebt und durch seine Energie zu realisieren sucht, auf verschiedenen Lebensgebieten in entsprechenden verschiedenen Formen und Verbindungen, so in Politik und Erziehung, in Ethik und Recht, in Wirtschaft und Kultur. Pestalozzi klagte, dass kaum einer der Staatsreformer seiner Zeit sich bis dahin erhebe, den Ausgangspunkt der Staatskunst in Gottes tiefster Werkstätte, im menschlichen Geist und Herzen aufzusuchen.

Worin besteht die Freiheit?

Es ist schwer, sie in wenigen Worten zu definieren. Wesentliche Aufschlüsse bieten einige grosse Denker, die sich um die Klärung des Begriffes bemüht haben. Der grosse italienische Freiheitskämpfer und Geschichtsphilosoph Benedetto Croce sah in der Freiheit das eigentliche «Wesen des menschlichen Geistes und seiner Würde», seine «esistenza suprema». Für Pestalozzi war die Freiheit gleichbedeutend mit «Selbständigkeit» und, wie für Kant, mit «Selbstbestimmung». Er sah in der Selbständigkeit das höchste Ziel der Erziehung, in der Selbstbestimmung «die ewige Aufgabe der Pädagogik». «Der selbständige Mensch ist der wahre Mensch, der für die Erfüllung seiner Lebenspflicht ausgerüstete Mensch.» Als «edle Aufgabe» erschien ihm zugleich, «sich mit dem Bau einer wahren politischen Freiheit zu beschäftigen. «Zwar sah ich bald, die Umstände machen den Menschen, aber ich sah ebenso bald, der Mensch macht die Umstände; er hat eine Kraft in sich selbst, selbige nach seinem Willen zu lenken.» Der Mensch «hat eine Kraft, getrennt vom Instinkt, Überlegungen und Gedanken in sich wollen zu lassen, auch gegen den Instinkt.» Mit dieser Erkenntnis erfasst Pestalozzi die Wurzel der Freiheitskraft in der Seele des Menschen.

Diese Kraft, die sich dem Instinkt entgegenstellen und die sich über die Verhältnisse zu erheben, sie zu machen vermag, befähigt den Menschen zur «Selbstbestimmung», wie Kant die Freiheit definierte. Er stellte sie als Autonomie der Heteronomie der «Fremdbestimmung» gegenüber. Diese Definition begrüsste Friedrich Schiller, der philosophische Dichter der Freiheit, voll Begeisterung mit den Worten: «Noch ward kein grösseres Wort ausgesprochen worden als dieses Kantische: «Bestimme dich selbst.» Er erkannte sofort die grosse Tragweite und die vielfache Anwendbarkeit dieser Definition in Aesthetik und Geschichte, in der staatlichen und in der persönlichen Freiheit, deren Kern das Recht auf Selbstbestimmung sei. Aber er wusste auch um die Problematik der Freiheit, wies schon in den «Räubern» auf die Gefahr hin, die darin liegt, dass sie individuellisiert vereinselt, ins Masslose übersteigert und verabsolutiert, zur Zerstörung des Lebens und der Gemeinschaft führen kann; denn dann wirkt sich nur die erste, die auflösende Tendenz der Freiheit aus, die Thomas Mann als die Tendenz zu «anarchischer Auflösung» bezeichnet. Auf eine andere Gefahr, auf die Veräusserlichung der Freiheit, wies Schiller, wenn er die Unterscheidung machte: «Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Menschen ertönt nicht.» Und noch weiter sah Nietzsche mit seiner Warnung, dass man sich einer als er die Ketten abwarf, sein Bestes mit wegwarf und dem Nihilismus verfiel, der Verleugung der hohen Werte. Die geschichtliche Erfahrung beweist immer wieder, dass unbeschränkte Freiheit zu Willkür und zu Missbrauch der Kraft und der Macht führt, zu Tyrannei und Despotie und Entartung.

Auch die Freiheit darf so wenig wie andere Grundkräfte aus ihrem Kraftfeld herausgerissen und verabsolutiert werden, aus dem notwendigen Zusammenspiel mit andern und sogar gegensätzlichen Kräften im Lebensgeflecht. Und es gilt auch hier das Wort aus der «Glocke»: «Doch furchtbar wird die Himmelskraft, wenn sie der Fessel sich entrafft.» Im staatlichen wie im seelischen Bereich bedarf die Freiheit der Schranke und der Begrenzung, der Zügelung und der Dämme. Nur wo sie von innen her an Verantwortung, an Wert und an Aufgabe gebunden wird, kann sie zum Gesetz werden. Nicht der ungebundene Mensch ist der Freie, sondern der Mensch, der die Kraft und den Mut aufbringt, sich freiwillig nicht nur von etwas zu lösen, sondern sich auch freiwillig mit etwas zu verbinden, sich freiwillig selber Schranken zu setzen, sich Gesetze zu geben, sich hohen Werten, Aufgaben und Rücksichten unterzuordnen, sich einzufügen in eine Gemeinschaft, sich liebend mit Menschen und Natur zu verbinden und in sich selbst durch Befreiung der Kräfte und durch Selbstmeisterung in Harmonie zu gelangen.

Wie diese Problematik der Freiheit positiv überwunden werden konnte, und was für Elemente sich als konstitutive Elemente der Freiheit erwiesen haben, illustriert in bewundernswürdiger Weise der Eidgenössische Bundesbrief, die Grundlage des Bundes von 1291 respektive von 1315. Er wird auch unser Freiheitsbrief genannt, trotzdem das Wort nicht geschrieben steht, wohl aber wird es kräftig und deutlich «praktiziert», Pestalozzi's Feststellung bestätigend, dass Freiheit keine «Tatsache», wohl aber eine «Tathandlung» sei. Diese wird vollzogen mit dem von den Teilnehmern freiwillig gefassten Beschluss, gegen die Arglist der Zeit und ihre Drossung sich gemeinsam mit eigener Kraft zur Wehr zu setzen, mit Gut und Blut innerhalbs und ausserhalb der Taler einander auf eigene Kosten zu helfen, keinen fremden Richter und keinen, der sein Amt zuerkauft hätte, zu dulden, das eigene Recht aufrecht zu erhalten und zu respektieren, und im Falle von Streitigkeiten untereinander nicht gegen ein Bundesglied mit den Waffen vorzugehen, sondern den Streitfall durch ein Schiedsgericht auf friedliche Weise erledigen zu lassen. Sie lösen sich also, die Initiative ergreifend, aus einer durch Auswärtige bestimmten Gebundenheit, kraft eigener Beurteilung der Verhältnisse, kraft eigener Entscheidung und eigenen Entschlusses, bereit, die Konsequenzen ihres Entschlusses und die Lasten der Selbständigkeit auf sich zu nehmen, zur Verantwortung bereit,

Wann kommt unser Ustertag?

Am 22. November jährte sich zum 126. Mal jener Tag, da in Uster am lieblichen Greifensee 12 000 Mann zusammentraten, um für demokratische Volksrechte zu demonstrieren. Schon einen Monat vorher hatte eine Volksversammlung im Thurgau in Weinfelden durch den jungen Pfarrer Thomas Bornhauser eine zeitgemässe Verfassung gefordert und war damit auch durchgedrungen. Die Zürcher hatten zunächst versucht, die Landesväter durch das sogenannte «Memorial von Küssnacht» zur Neugestaltung der Volksrechte zu bewegen. Da diese aber nicht allen Forderungen entsprechen wollten, wurde schliesslich die denkwürdige Versammlung in Uster einberufen, die das «Memorial von Küssnacht» voll unterstützte. Diese Kundgebung war schliesslich von Erfolg gekrönt, und sie wurde zugleich zum Fanal für ähnliche Bewegungen in anderen Kantonen. «Der Eindruck war unermesslich durch die Schweiz, einer gewonnenen Schlacht gleich, doch ohne Verderben und Trümmer zu hinterlassen.»

Appenzell I.-Rh. hatte schon im Jahre 1829 die Landsgemeinde eingeführt.

In wenigen Monaten hatten zwölf Kantone eine neue, zeitgemässe, demokratische Verfassung erhalten, die das Mitbestimmungsrecht des Volkes gewährleisten liess. Die Herrschaft der Patrizier hörte damit auf, das Volk wurde zum Souverän.

Aber es gab auch noch Kantone, die sich dieser neuen Bewegung nicht anschlossen. «Wallis, Graubünden und die Waldstätte betrachteten mit stauendem Misstrauen das, was unten im Flachlande vorging.» «Lasset», sagte der Landsmann Laucener zu seinen Urner Leuten, «lasset die Kinder der Revolution ihre dünnen Bäume pflanzen; bei uns ist jeder Baum ein Freiheitsbaum.» (Zitate aus der Schweizer Geschichte von Joh. Stutz.)

Und Heinrich Zschokke schilderte die Gegensätze folgendermassen: «So blieb denn denen, welche sich an Herrschaft oder Dienstbarkeit gewöhnt, oder

willens, sich selbst zu bestimmen, sich selbst zu erhalten, sich selbst zu verteidigen, sich durch eigenes Recht und Gesetz selbst zu ordnen und selbst zu regieren, in Selbständigkeit. Zugleich binden sie sich freiwillig zu einem Bunde gleichberechtigter Orte zusammen, binden sich durch die Verpflichtung zu gegenseitiger Hilfe, durch gemeinsames Recht, durch die Zusammenarbeit für die gemeinsame Aufgabe und durch die Abmachung für den Fall von Konflikten. Die gegenseitige Respektierung des Bundesgenossen, des Mitarbeiters und des Helfers verbietet die Anwendung von Gewalt, die für jeden menschlichen Zusammenhalt so notwendige Vertrauen, die bestverbindende Kraft zerstören würde. Die Abmachungen werden «im Namen Gottes» geschlossen und unter die höchste Verantwortung gestellt, aber auch den «Leuten» gegenüber ist man dazu bereit, mit klarem Gewissen.

Als konstitutive Elemente der Freiheit

lassen sich herausheben: 1. Der klare, feste Wille zur Selbstbestimmung, zur Selbstbehauptung, zur Selbstverteidigung, zur Selbstordnung und Selbstgestaltung durch Selbstgesetzgebung und Selbstregierung und Selbstverantwortung, das selbständige initiativ Vorgehen, nach eigener Beurteilung der Verhältnisse und in Bereitschaft, die Konsequenzen auf sich zu nehmen.

2. Freiheit schliesst Bindungen nicht aus, sondern sie bedarf ihrer als des zweiten Schrittes der Befreiung und als des notwendigen Damms gegen die «anarchische Auflösung». Der Lösung folgt sogleich die Bindung zur Bundesgemeinschaft, zum selbstgesetzten Recht und Gesetz, an Verantwortung, an die gemeinsame Aufgabe in freiwilliger Verpflichtung zur Zusammenarbeit und zu gegenseitiger Hilfe. Nur durch diese Bindungen vermochte die Eidgenossenschaft sich zu behaupten gegen die von aussen drohende Gewalt und ihre Freiheit nach aussen wie die freiheitliche Ordnung im Innern zu bewahren. Dies gilt für die Vergangenheit wie für die Gegenwart.

Dieses Beispiel aus unserer Geschichte ist dazu angetan, dass weder der Missbrauch noch die Problematik noch die vielen Schwierigkeiten, die der Realisierung der Freiheit überall im Wege stehen, das Leuchten der Freiheit zu verdunkeln vermögen, und wir teilen die Feststellung Pestalozzi's: «Die Geschichte sagt... laut: die Freiheit hat der Menschheit allenthalben Gutes getan, wo sie sich erhalten, und die ganze Menschenschasse ist allenthalben... unglücklicher geworden, wo dieses... Bedürfnis unbefriedigt geblieben.» Auch heute noch gibt es Menschen und ganze Völker, die Höchstes leisten und Tiefstes leiden um der Freiheit willen. (Fortsetzung folgt)

welche die Würde eines freien Volkes im Herzen gehrt, aber sie mit würdeloser Feigheit verlassen hatten, nichts zum Trost, als mit zügellosem, wenn auch ohnmächtiger Erbitterung das Erwachen der Nation zu verschreiben. In Trinkstuben, Ratsälen, Kirchen, Flugschriften und Zeitblättern machten sie durch Spott und Fluch dem beklommenen Herzen Luft.»

Heute möchten wohl auch die Walliser, die Bündner und die Waldstätte kaum mehr zurück. Die Souveränität des Volkes ist zum elementaren Grundsatz unserer Staatsordnung geworden, mit Ausnahme der Tatsache, dass die Frauen in diese Souveränitätsrechte noch nicht eingeschlossen sind.

Es mag uns ein Trost sein, wenn auch ein schwacher, wenn wir uns anlässlich des Jahrestages der Usterkundgebung vergegenwärtigen, dass auch die Männer um ihre politischen Rechte hart kämpfen mussten. An einigen Orten kam es sogar zu militärischen Auseinandersetzungen.

Wenn man sich allerdings überlegt, mit welchen Argumenten die Gegner des Frauenstimmrechtes den Forderungen der Frauen gegenübertraten, dann lassen sich auch gewisse Parallelen zur Zeit vor 126 Jahren ziehen.

Auch uns versichert man ja heute, die Rechte der Frauen seien auch ohne Stimmrecht gewahrt, wir litten keine Not, seien in unseren persönlichen Rechten den Männern gleichgestellt. Und noch fehlt uns die Freiheit zum Staat, die Freiheit, unseren Teil an der politischen Verantwortung mittragen zu dürfen. Alle jene Frauen, die dem politischen Geschehen gegenüber aufgeschlossen sind, empfinden diesen Mangel an Freiheit als Einschränkung.

Müssen auch wir eines Tages einen Ustertag veranstalten, der zum Fanal werden könnte, zum Fanal für die Vervollständigung unserer Demokratie durch die Einführung des Erwachsenenstimmrechtes? Hilde Custer-Oczerez.

Diskussion um den Zivildienst

Aus freisinnigen Frauenkreisen wird uns geschrieben:

Zum obligatorischen Zivildienst der Frauen — oder — Sollen wir wider den Stachel löken?

Es heisst wirklich die Frage falsch stellen, wenn man in der gegenwärtigen Zwiespältigkeit um den obligatorischen Zivildienst der Frauen in den Hauswehren von der Einsatzbereitschaft für Heimat und Herd redet. Ausser den grundsätzlich pazifistischen Utopistinnen gibt es wohl kaum eine Schweizerin ohne die Einsicht in die Notwendigkeit eines gutausgebauten Zivildienstes. Der sich in Frauenorganisationen und im privaten Gespräch geltend machende Widerstand wurzelt — wie H. L. O. in Nr. 44 trefflich präzierte — im Uebelstand, dass wieder einmal über die Frauen verfügt wird. Und das — sogar in Gremien von höchster Wichtigkeit — mit Argumenten gefochten wird, die nur noch bei den geistigen Analphabeten unter den Frauen verfangen können. Gibt es wirklich keine Möglichkeit, damit uns Frauen das Jasagen zu unserer Mitarbeit in der zivilen Landesverteidigung überlassen werden kann? Und wenn wir in der Schweiz — als Folge der Entwicklung im Ausland — mit unserem Zivildienst in Zeitnot geraten sind, so dass das komplexe Thema der politischen Gleichberechtigung in der noch verfügbaren Zeitspanne unmöglich einer allgemein befriedigenden Lösung entgegengeführt werden kann, könnten uns dann nicht bindende Zusicherungen für ein baldiges Mündigwerden gegeben werden?

Müssen sich die Worte von Cicero — die ungedulden — noch während Jahrzehnten in Geist und Herz jeder Schweizerin einbringen? «Quousque tandem — Wie lange noch?» Uns Frauen ist vollständig klar, dass es eine ins Gewicht fallende und weitverbreitete Gedankenträgheit in den eigenen Reihen zu überwinden gilt, die die Überzeugung von der Notwendigkeit des Mitbestimmungsrechtes über unsere Pflichten zum Allgemeingut wird. Aber können nicht ebenfalls unsere stimmfähigen Männer etwas weniger Vogel-Strauss-Politik betreiben mit den Gutachten, die ihnen in den Räten immer wieder das Wasser auf die gewünschten Mühlen leiten?

Kann denn auf die Dauer dieser Zustand der Rechtsgleichheit dem objektiv überlegenden Staatsbürger wirklich gleichgültig sein? Namhafte juristische Erwägungen sind zu den Entscheidungen gekommen, dass heute — angesichts der vorangegangenen Entwicklung — die Verleihung der bürgerlichen Rechte an die Frauen eine Forderung der Gerechtigkeit darstellt.

Dürfen wir «uns» mit sauberer Weste zu der «Résistance» zählen? Wir haben den Krieg in der Ostsee des Landes erlebt, Bombardierungen aus nächster Nähe verfolgt, kleine Kinder im Luftschutzkeller in Sicherheit gebracht, der Flüchtlingshilfe — und in diesem Zusammenhang im Nachrichtendienst der Arme — gedient. Der Ehegatte ist Offizier. Wir sind eine gewöhnliche Durchschnittsfamilie. Und doch möchten wir alle — erwachsene Söhne und Töchter eingerechnet — dass die Schweizer Frau zu den Gesetzen — denen sie unterstellt ist — ihre Meinung äussern kann. csk

Die Frauenkommission des Landesrings und der Zivildienst

In ihrer letzten Sitzung vom 7. November 1956 hatte sich die Frauenkommission des Landesrings unter anderem auch mit der Frage des vorgesehenen Obligatoriums für die Hauswehren zu befassen.

Mit grosser Genugtuung haben sie von der Stellungnahme des Landesringvertreterers in der nationalrätlichen Kommission, Herrn W. Trüb, Kenntnis genommen, der vorgeschlagen hatte, ein Obligatorium nur für den Ernstfall in die Verfassung aufzunehmen. Leider ist sein Antrag in der Kommission abgelehnt worden.

Die Mitglieder der Frauenkommission sind nach eingehender Erörterung der Frage zu folgendem Schluss gekommen:

Von der organisatorischen Seite her und aus Gründen des staatsbürgerlichen Verantwortungsbegriffs müsste ein Obligatorium für die Hauswehren bejaht werden. Da es sich hier nur aber um einen Artikel unserer Verfassung handelt, muss auch die grundsätzliche Seite beleuchtet werden.

Verfassungsartikel erfordern für ihre Inkraftsetzung sowohl ein Volks- als auch ein Ständemehr. Die Zustimmung oder Ablehnung eines solchen Artikels wird nach geltendem Recht ausschliesslich durch die männlichen Stimmbürger ausgesprochen.

Ein Obligatorium der Frauen für die Hauswehr bedeutet jedoch einen Zwang für 317 000 Frauen, sich einem reinen Männerentscheid zu beugen.

Wären die Voraussetzungen für den Mitentscheid der Frauen in dieser Frage gegeben, dann würden sie als staatsbürgerlichem Verantwortungsbewusst-

sein ohne Zögern für die Übernahme dieser im Interesse der Landesverteidigung wichtigen Dienstleistungen eintreten.

Da ein Mitschied der Frauen unter den heutigen Umständen leider nicht möglich ist,

lehnt die Frauenkommission des Landesrings das Obligatorium aus grundsätzlichen Erwägungen ab, und spricht sich für die freiwillige Dienstleistung in Friedenszeiten aus.

Wie zwei Pionierinnen zusammenkamen

Am 22. November waren es 30 Jahre her, dass Dr. Emma Graf, die bernische Seminarlehrerin und Führerin der Frauenbewegung, ihre Augen für immer schloss. «Wie kam es eigentlich, dass Sie mit Emma Graf bekannt wurden?», haben wir da ihre Biographin, Fräulein Elisa Strub, gefragt. Das Lebensbild, das sie im Jahrbuch der Schweizer Frauen 1926/27 uns geschenkt hat, ist so einfach, klar und wahr, dass nur ein Mensch, der die Verbundenheit selbst gekannt hat, es verstanden konnte. «Wie es kam? Ja, da war die Hauswirtschaft daran schuld. ... Die Hauswirtschaft? Nicht das Frauenstimmrecht? ... Oh, das kam viel später! Sie wissen ja, 1904 hatte Emma Graf die Redaktion der «Schweizerischen Lehrerinnenzeitung» übernommen. In Bern veranstaltete ein besonderes Komitee unter der Leitung von Frau Walther-Bertsch Kurse für Lehrerinnen an Mädchenfortbildungsschulen. Ich war zwar seit 1899 schon Sekundarlehrerin in Interlaken, besuchte aber doch einen solchen Kurs und schickte nachher Fräulein Graf einen Bericht, der erschien. Das war unsere erste Berührung. ...

«Kannten Sie sie damals schon persönlich? ... Nein, auch dies kam später. Das zweite war die Frucht meiner Hilty-Verehrung. Sie wissen ja, Hilty gab das «Jahrbuch der Eidgenossenschaft» heraus. 1897 veröffentlichte er darin einen längeren Aufsatz über Frauenstimmrecht, und selber gab er in jedem Band seine Meinung zu den Erfolgen und Fortschritten der Frauen. Diese Aussprüche habe ich alle gesammelt und sie Fräulein Graf gebracht, die sie sehr gerne in der «Lehrerinnenzeitung» brachte. Hier sind diese Blätter: «Dem Andenken eines Freundes der Frauenbewegung», 15. Juli 1912. Mit grossem Interesse lesen wir die klugen, weitsichtigen Bemerkungen des bernischen Rechtsgelehrten, die im letzten Band (1908, Hilty starb 1909) in ein hoffnungsfrohes: «Also vorwärts damit in einem Kantone!», ausklingen.

«Ein glückliches Schicksal führte dann Emma Grabs Bruder und beide Schwestern nach Interlaken, mit ihnen wurde ich befreundet und bald auch mit der «grossen» Schwester. In der Familie hatte man für Emma Grabs Aspirationen, Mädchenbildung, Lehrerinnenbildung, staatsbürgerliche Bildung, Frauenstimmrecht, nicht so viel Interesse, da war sie froh, mit mir reden und planen zu können. Wie es dann 1916 bei der ersten Berner Aktion war, wissen Sie! ... O ja, nie werde ich den Interlaken-«internationalen Abend» mit Emma Graf, Emilie Gourd und der Norwegerin Birgit Tillisch vergessen, diese Begeisterung, dieses freudige Mitgehen! ... «Ja, es war Emma Grabs grösste Gabe: den Funken zu zünden, die Menschen über sich selbst hinaus zu heben. ... Die Schweizer Frauen haben allen Grund, ihrer auch 16 in tief verpflanzender Dankbarkeit zu gedenken. ... A. Debrüt-Vogel»

Trostbrief eines Pfarrers an seine ehemalige Konfirmandin beim Tode ihrer Mutter

Zum Totensonntag, 25. November

Ein Kind, das mit seiner Mutter so eng und tief verbunden war, findet allen Trost in der Hoffnung auf ein Wiedersehen, d. h. eines bewussten, persönlichen Zusammenkommens in der Ewigkeit. Ebenso erscheint alles Seltsame durchaus bedingt durch dieses Wiederfinden. Und doch ist uns alles Wissen davon versagt, verborgen. Es bleibt bei dem Wort, das der Heiland vor seinem Todessag ausgesprochen hat: «Euer Herz erschrecke nicht, glaubet an Gott und glaubet an mich.» Im Glauben an Gott und unsern Heiland gehören wir zu ihm über den Tod. Wir werden also in selbiger Gemeinschaft mit ihm



Max Huber

Durch Spannung und Wandlung zur Haltung

(Zum Buch «Max Huber von Fritz Wartensweiler, erschienen im Rotkreuzverlag»)

Von E. Spahn-Gujer

General McArthur:

«Mit Gewalt löst man keine Probleme»

Der Krieg war vorbei; aber nicht vorbei war die Arbeit des Internationalen Roten Kreuzes und seines Komitees. Nach der Enttarnung des deutschen Heeres gab es erst recht viel zu tun für die Abteilung Kriegsgefangene in Genf. Wenige Wochen nach Antritt des Amtes wurde der neue Präsident des Komitees Carl Burckard, von Bundesrat Petitpierre, dem neuen Ausseminister, zum schweizerischen Gesandten in Paris ernannt, und Max Huber musste das kaum niedergelagte Präsidium auf neue übernehmen. Erst zwei Jahre später fand er den endgültigen Nachfolger in Paul Rüeger, seinem ehemaligen Schüler und Mitarbeiter. In den ersten Nachkriegsjahren hatte das Komitee die unmittelbare praktische Hilfe naturgemäß den besetzten Ländern, Deutschland, Österreich, Italien und Japan zu bringen. Der Delegierte Junod, der sich schon in Abyssinien und Spanien und später in Deutschland glänzend bewährt hatte, erlebte als einer der wenigen Europäer die schrecklichen Folgen der niedergelagerten Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki. Die Zahl der Todesopfer überstieg 200 000; alle Spitäler waren zerstört oder schwer beschädigt. Es gab nur noch zwei Notspitäler mit unbeschreiblichen Bedingungen; für mehr als 100 000 Verletzte fehlte das Nötigste. Als Junod die Rückreise nach Europa antrat, sagte ihm General Mac Arthur tief-

leben, in des Vaters Haus, wo viele Wohnungen sind. Das bedeutet für mich nicht ein Auflösen der Persönlichkeit, sondern eine lebendige, bewusste Bewegung des eigenen persönlichen Lebens in eine freilich irgendwie umgewandelte, von aller Lieblichkeit irdischer Art befreiten Daseinsart. Ein Sehen, wie und was wir jetzt sehen und gesehen haben, ist für unsern Verstand damit unvereinbar. Aber ein Wiederfinden und ein noch viel reineres Zusammengehören gehört doch wohl zu solichem Glauben. Doch überlassen wir das unserem Gott. Es ist ja das eine sicher, dass wenn wir irgend etwas nicht als ein ungelöstes Heimlich haben haben müssten, es keine Seligkeit wäre. Wir tragen zu gerne unser beschränkte, irdisch-menschliche Bedürfnisse noch in den «Himmel» hinüber. Sie werden das gleiche erfahren, was in dieser Beziehung Unzählige erfahren haben, das das Verlangen nach einem Wiedersehen nach irdisch-menschlicher Vorstellung allmählich verblasst. Das bedeutet nicht, dass die Sehnsucht, sich wieder einmal zu finden, überhaupt die Liebe schwächer werde; bloss wir werden langsam und ganz von selber freier von so menschlich beschränkten Vorstellungen und Bedürfnissen. Es soll ja so sein. Gott selber muss uns unser Verlangen werden: «Wenn ich nur dich habe ...»

Als ich unsere liebe Mutter verloren hatte, war auch das lange mein stärkstes Verlangen, sie wieder sehen zu können. Das wurde mir in einem ganz wunderbar schönen Traume erfüllt. Ich sah die Mutter auf einem sonnendurchleuchteten Waldweg mir entgegenkommen; sie sah gleich aus wie früher und doch ganz anders, in einer glückseligen Verklärtheit. Sie streckte mir die offenen Arme entgegen und verschwand. Mir war es damals ein Geschenk von Gott, als wollte er mir sagen: «Sieh, so ist sie jetzt.» Ähnliches ist mir nie mehr widerfahren, aber auch das Verlangen danach ist nicht mehr vorhanden. Es ist mir genug, sie selig in Gott zu wissen und für mich, das ich zu dieser Gewissheit komme. Wir brauchen die Worte von «Verlieren» eines lieben Menschen. Das ist aus unserer menschlichen Beschränktheit herausgesprochen. Wir verlieren in Wahrheit einen lieben Menschen nicht. Je wertvoller und lieber uns ein Mensch war, um so weniger verlieren wir ihn. Einer Mutter Sinn und Geist, ihr Gemütsleben und ihr Glaube bleibt ja bei uns und in uns. Erst recht, wenn sie äusserlich nicht mehr da, nehmen wir ihren ganz innern Gehalt in unser Leben auf als unverlierbaren Besitz. So wird unsere Liebe reiner, geistiger und vor allem selbstloser. Solange wir lieblich mit lieben Menschen, vor-

Zehn Jahre Evangelischer Frauenbund der Schweiz

Tagung vom 2./3. November 1956 in Basel

(Fortsetzung)

Nun leitete die Musikgruppe der Schola Cantorum Basiliensis unter Ina Lohr mit drei prächtigen Gesängen über zum Vortrag von Dr. Ruth Speller über

Probleme der Ehescheidung in evangelischer Sicht

Einige Gedanken an dem Referat: Zwei Autoritäten sind über uns: Gottes Wort und der Staat. Der Staat ordnet unser äusseres Leben. Als Christen sind wir dem Reich Gottes zugeordnet. Wenn wir deshalb als Christen ausschaltbar oder gegen den Staat? Dies wäre ein schweres Missverständnis. Christus steht über Fürstentümern, über weltlicher Macht und Gewalt. Er ist also auch Herr über den Staat. Unser Zusammenleben im Staat steht unter der Ordnung Gottes. Unsere Bundesverfassung beginnt: «Im Namen Gottes, des Allmächtigen.» Unser Staat ist nicht nur zur Herrschaft über die Menschen da, sondern auch zu ihrem Schutz. Er gibt uns Geborgenheit. Wir sind im Staat nicht Fremdlinge, wir sind im Staat daheim. Das Reich Gottes und der irdische Staat müssen aufeinander bezogen werden.

Die Ehe ist die vom Staat einzig anerkannte Lebensgemeinschaft von Mann und Frau. Die Grundlage des Staates ist die Familie, sie ist die Trägerin der sittlichen Ordnung. Das Versagen der Familie hat Fehlentwicklungen mit verhängnisvollen Auswirkungen zur Folge.

Die Schweizerische Bundesverfassung proklamiert ein Recht auf die Ehe. Dieses Recht darf nicht beschränkt werden. Die Ehe steht unter dem Schutz des Bundes.

Was ist aber die Ehe im biblischen Sinn? Der Mensch ist nicht für sich selbst da. Wir stehen vor Gott zusammen mit unserem nächsten. Mann und Frau gehören zueinander. Gott ruft Mann und Frau zusammen auf. Der biblische Sinn der Ehe ist nicht die Fortpflanzung, sondern das die Ehegatten sich in der segnenden Liebe Gottes angehören.

Nach evangelischer Auffassung fällt bei jeder Ehescheidung eine Entscheidung im Glauben. Aber gibt

es diese Entscheidung im Glauben, wo es um die Ehe geht, wirklich heute noch? Sie fehlt weitherum. Die Frage nach Gottes Willen liegt dem heutigen Menschen fern. Er sucht auch in der Ehe die Erfüllung rein egoistischer Wünsche. Er erträgt auch den Gedanken an das Definitive nicht mehr, er wählt das Provisorische. Er sagt: «Wir können ja wieder auseinander ...»

Hier hat die Gemeinde eine grosse Aufgabe. Sie hat es immer wieder zu sagen, dass Gott bei uns ist, beim Schliessen der Ehe, dass er in und während der Ehe bei uns sein wird, dass er das Bewusstsein könnte viele Menschen vor einer Scheidung bewahren.

Wie steht die Kirche zur Scheidung? Wenn der Staat die Nichteinmischung in die Ehescheidung proklamiert, so tut er das auch bezüglich der Scheidung. Er scheidet zerrüttete Ehen. Die Evangelische Kirche anerkennt wohl die staatliche Ordnung, doch ist ihr hier ein besonderer Dienst aufgetragen. Was hat sie zu sagen?

Jede Ehekrise ist geistiger Art und es kann ihr nur auf geistlicher Ebene begegnet werden. Der Mensch muss vor Gott geführt werden. Im Glauben, im Stehen vor Gott will er den andern nicht mehr ändern haben, als er ist. Er erkennt die Konsequenz aus der einmal getroffenen Entscheidung.

Am Schluss der Tagung befasste sich die Versammlung mit der Schutzdienstpflicht der Frauen in den Hauswehren. Sie fasste mit sehr grossem Mehr folgenden Beschlusstext:

«Es entspricht weder der Würde der Persönlichkeit noch dem Wesen der wahren Demokratie, wenn ein Grossteil der mündigen Bevölkerung keinen Anteil hat an der Schaffung von Gesetzen, unter die sie gestellt wird. Wir sind darum gegen eine Schutzdienstpflicht der Frauen in den Hauswehren und befürworten den Weg des freiwilligen Entschlusses auch für diesen notwendigen vaterländischen Dienst. M. A. E.»

ausenland. «Man hat vergessen, dass das Leben und Gelingen der Menschen unerschütterlich Wert hat, und nicht mit Gewalt löst man keine Probleme; sie hat nie das letzte Wort.»

Wahrscheinlich wissen wenige Schweizer, dass ein Aargauer, der mit einer Autokolonne des Internationalen Rotkreuz-Komitees vor eines der fürchterlichsten Konzentrationslager, Mauthausen, kam, durch seine Unerschrockenheit 60 000 Häftlinge retten konnte, die auf Befehl Himmlers hätten «liquidiert» werden sollen.

Nachkriegsaufgaben — Dienen bis zuletzt

Den Grundsätzen der Genfer Konvention von 1929 getreu, erliess Max Huber an die Adresse der Sieger einen Appell nach dem andern zur Freilassung der deutschen Kriegsgefangenen. Auch betraute das Komitee in Verbindung mit dem schweizerischen Roten Kreuz Ärzte-Missionen mit der Erforschung der Lage der «Displaced persons», und der Wieder- aufbau im eigenen Land nahmen alle ihre Mittel in Anspruch. Für die endgültig Besetzten gab es keine nationale Rotkreuz-Gesellschaft mehr. Das Komitee des Internationalen Roten Kreuzes hatte nur noch den Christlichen Verein junger Männer, die Quäker die «Schweizer Spende» und die spätere «Europa Hilfe» verschiedener kleiner Staaten als Mithelfer. Im Herbst 1945 setzte Max Huber dem schweizerischen Bundesrat die schwere Lage seines Komitees

ausenland. «Man hat vergessen, dass das Leben und Gelingen der Menschen unerschütterlich Wert hat, und nicht mit Gewalt löst man keine Probleme; sie hat nie das letzte Wort.»

ausenland. «Man hat vergessen, dass das Leben und Gelingen der Menschen unerschütterlich Wert hat, und nicht mit Gewalt löst man keine Probleme; sie hat nie das letzte Wort.»

Politisches und anderes

Die drei Minuten des Schweigens

Das ganze Schweizer Volk hat vergangenen Dienstag um 11.30 mit drei Minuten des Schweigens den Ausdruck der Erschütterung gegeben, welche durch die Deportation ungarischer Frauen, Männer und Kinder nach der Sowjetunion geweckt wurde. Während dieser drei Minuten waren alle Arbeitsstätten, der gesamte Bahn-, Post-, Telefon- und Strassenverkehr stillgelegt.

Die Lage in Ungarn

Unter dem Druck von Hunger, Kälte und der russischen Drohung begannen die ungarischen Arbeiter am Montag, langsam in ihre Fabriken zurückzukehren. Gleichzeitig befinden sich 20 neue sowjetische Infanterie-Divisionen auf dem Weg nach Ungarn, um die Panzertruppen abzulösen, und die sowjetische Besetzung Ungarns zu konsolidieren.

Neue Abrüstungsvorschläge Moskau

Die sowjetische Regierung hat am Samstag neue Abrüstungsvorschläge veröffentlicht, die gleichzeitig an die Regierungen der Vereinigten Staaten, Grossbritannien, Frankreichs, Chinas und Indiens übermittle wurden. Es handelt sich hierbei um die am weitestgehenden Abrüstungsvorschläge, die jemals von der Sowjetunion gemacht wurden. Als eine der wichtigsten Punkte muss die teilweise Einwilligung gegenüber dem Luftinspektionsplan von Präsident Eisenhower angesehen werden. Die sowjetische Regierung spricht sich hierauf erneut für die Einberufung einer Fünferkonferenz aus, wie sie von der Schweiz vorgeschlagen worden ist. Angesichts des Vorgehens der Sowjetunion in Ungarn betrachtet man diesen Schritt im Westen als Propaganda-Manöver.

Abschluss der polnisch-russischen Besprechungen

Die in Moskau geführten polnisch-russischen Besprechungen sind am Sonntagabend mit der Unterzeichnung einer gemeinsamen Erklärung zu Ende gegangen. Darin hat sich Polen mit der weiteren «vorübergehenden» Stationierung russischer Truppen auf dem polnischen Territorium einverstanden erklärt, während die Sowjetunion Polen beträchtliche wirtschaftliche Hilfe zugestanden hat und gleichzeitig erneut die Oder-Neisse-Grenze garantiert. Die «vorübergehende» Stationierung sowjetischer Truppen in Polen wurde mit der Gefahr der «Wiedergeburt des deutschen Militarismus» und Notwendigkeit sowjetischer Truppen in Deutschland begründet. Die Erklärung wurde von dem neuen polnischen Parteiführer, Gomulka, und seinem sowjetischen Kollegen Chruschtschow sowie dem Ministerpräsidenten Cyrankiewicz und Bulganin unterzeichnet.

Erkrankung Edens

Der britische Premierminister, Sir Anthony Eden, leidet an «schwerer Ueberanstrengung» und hat vorläufig alle seine öffentlichen Verpflichtungen abgesetzt.

Übernahme Rokossovskis in die Sowjetregierung

Der ehemalige polnische Verteidigungsminister Marschall Rokossovski wurde nach seiner Absetzung in Polen, zum stellvertretenden sowjetischen Verteidigungsminister ernannt.

Rücktritt der amerikanischen Botschafterin in Rom

Die amerikanische Botschafterin in Italien, Mrs. Clare Booth Luce, ist aus gesundheitlichen Gründen von ihrem Posten zurückgetreten.

Aegyptische Provokationen

Die ägyptischen Truppen haben am Montag trotz Waffenstillstand zum zweitenmal innerhalb von 12 Stunden das Feuer auf die anglo-französischen Stellungen in der Kanakzone eröffnet.

Eintreffen sowjetischer Panzertruppen in Bulgarien

Nach Berichten, die aus Sofia in Belgrad eintreffen, sind in Bulgarien sowjetische Panzertruppen angekommen, um das Land vor irgendwelchen inneren Unruhen, wie sie sich in Ungarn und Polen ereignet, zu schützen.

Rückzug der Chevallier-Initiativen

Das Komitee, das die beiden Volksinitiativen zur Begrenzung der Militärausgaben und für soziale Sicherheit und internationale Solidarität lanciert hatte, hat mehrheitlich beschlossen, die beiden Initiativen zurückzuziehen.

Der 5. Sonderzug ungarischer Flüchtlinge in der Schweiz

Am Samstag ist der 5. Sonderzug des Schweizerischen Roten Kreuzes mit 445 ungarischen Flüchtlingen in Buchs eingetroffen. Die Zahl der bis jetzt eingereisten Flüchtlinge beträgt 2300. Zwei weitere Züge mit rund 1000 Flüchtlingen werden in dieser Woche erwartet.

Abgeschlossen: Dienstag, 20. November 1956. cf

Abgeschlossen: Dienstag, 20. November 1956. cf

Abgeschlossen: Dienstag, 20. November 1956. cf

Abgeschlossen: Dienstag, 20. November 1956. cf

Abgeschlossen: Dienstag, 20. November 1956. cf

Abgeschlossen: Dienstag, 20. November 1956. cf

Abgeschlossen: Dienstag, 20. November 1956. cf

Abgeschlossen: Dienstag, 20. November 1956. cf

Abgeschlossen: Dienstag, 20. November 1956. cf

Abgeschlossen: Dienstag, 20. November 1956. cf

Abgeschlossen: Dienstag, 20. November 1956. cf

Die Frau in der Kunst

Martha Maag-Socin im «Städtischen Podium» Im Rahmen der literarischen Veranstaltungen des «Städtischen Podiums» in Zürich erhielt jüngst wieder einmal eine Frau, die Schriftstellerin Martha Maag-Socin, Gelegenheit, aus eigenen Werken vorzulesen. Von der seit 1908 in Zürich lebenden Baslerin ist letztes Jahr in der Büchergilde Gutenberg die Novelle «Im alten Haus» erschienen, nachdem sie bereits früher zwei für die eigenen Kinder geschriebene Mädchenbücher im Verlag Sauerländer, Aarau, veröffentlicht hatte. Dass Martha Maag-Socin gut beobachtende, fraulich-gepflegte Erzählerin ist, die mit besonderer Liebe bei minutiösen Detailschilderungen verweilt, zu geben hat, erwies sich anlässlich ihrer Vorlesung bereits in dem Kapitel aus dem um die Jahrhundertwende spielenden Roman «Flora». Hier malt die Autorin mit offensichtlichem Behagen einen bürgerlichen Vereinsausflug mit dem dazugehörigen Festmahle aus, wobei in der anschaulichen Beschreibung der handelnden Personen, des Lokals und der kulinarischen Genüsse auch der Humor nicht zu kurz kommt. Die danach gelesene Probe aus dem Roman «Tanzen der Delphin» gab die auf Kontraste angelegte Schilderung des Zusammenstreffens einer alten Jungfer, «die den Mann nicht als Menschen, sondern als Geist sieht», mit einem temperamentvollen attraktiven Amerika-Italiener in Florenz, der die spröde Charlotte zu einem dem Genuss des Augenblicks hingebenen Lebensgefühl zu bekehren sucht. Auch in der Novelle «Das heilige Brot» ist die Hauptperson eine alleinstehende Frau, in der die Autorin im Anschluss an einen Besuch in einem Kellerladen eine traumhaft-bizarre Erlebnis- und Erinnerungswelt aufsteigen lässt. Man hätte gern noch mehr von dieser eigenartigen Erzählung vernommen, um beurteilen zu können, wie weit sich hier Realist und Hintergründige überzeugen in einanderfügen. Fünf Gedichte, unter denen das nachdenkliche «Die Mutter» und das von geheimnisvollen Bildern und Assoziationen erfüllte «Ercheinung» betitelt uns am meisten fesselten, beschlossen die Veranstaltung. M. N.

Dr. Ely Leuzinger, Konservator des Museums Rietberg, Zürich

Kürzlich machte an einem Sonntagvormittag der Zürcher Stadtpräsident Dr. E. Landolt eine Anzahl geladener Gäste im Museum Rietberg mit der neuen Konservatorin, Dr. Ely Leuzinger, bekannt. Die Vereinigung der Freunde des Museums war vertreten, und aus Ascona war Dr. E. von der Heydt, der grosszügige Gönner dieser Kunstinstitute, erschienen, der einmal dem zurückgetretenen Betreuer des Museums, Hr. Johannes Itten, für seine geleistete Arbeit dankte und dann Worte der Anerkennung für das Wirken Dr. Ely Leuzingers sprach, die bereits während einigen Jahren als Konservatorin der Sammlung für Völkerkunde an der Universität Zürich ihr Können unter Beweis gestellt hat. Fr. Dr. Ely Leuzinger, eine gebürtige Glarnerin, aufgewachsen in Kilchberg, ist eine in allen Zweigen der Ethnographie bewanderte Wissenschaftlerin, die in Zürich doktorierte und unter verschiedenen Malen in ferne Länder fuhr, um wertvolle Studien für ihr Wirkungsgebiet zu übernehmen. Die letzte Forschungsreise, die zeitlich ein halbes Jahr umfasste, führte sie gemeinsam mit Jolanda Tschudi aus, einen Neegerstamm in Zentralamerika aufsuchend, wo noch nie Weisse ihren Fuss hingestellt hatten. Von den Begegnungen mit den Männern und Frauen des Stammes, dem Leben in den Hütten und im Freien der malerisch angeordneten Dörfer, vom Wasserholen und Töpfen, vom Kochen und von den grossen Tanzfesten gab ein Ausschnitt aus dem dort gedrehten Farbfilm Kunde. Fr. Dr. Leuzinger gab in charmanter Weise einen Überblick über die geplante Gestaltung des Museumsbetriebs, ihrer Freude darüber Ausdruck gebend, dass sie mit der Leitung betreut worden ist. Sie führte uns durch die drei neu eingerichteten Südsäe, China- und Amerikaäle, und wir werden uns freuen, wieder einmal unter der kundigen und liebenswürdigen Führung der neugewählten Konservatorin die kostbaren Schätze im Museum Rietberg anzusehen oder einen Vortrag der begabten und von ihrem Beruf erfüllten Forscherin anzuhören. buk.

Erwachsenen, auch der Frauen, am Aufrichten der Ordnung, in der sie eingebettet liegt. Freiheit ist Verantwortung. Recht ist Pflicht. Die politische Gleichberechtigung der Frau ist eine elementare Forderung der Gerechtigkeit. Und bei der Sechshundertjahrfeier von Zürich zeigte Max Beer den Zusammenhang zwischen dem Bundesstaat und dem kantonalen Heimatstaat. Er freute sich darüber, dass der Vorort der Alten Eidgenossenschaft heute gewöhnliches Glied des Bundes ist, und besonders auch über die heutige Gleichberechtigung von Stadt und Land. Er ist aber nicht nur Politiker, Rechtsgelehrter und «harmherziger Samariter», er ist als bewusster Christ auch Glied einer christlichen Kirche. Auch für sie sind Recht und Ordnung unerlässlich. Der Zweckparagraf seines Gesetzesentwurfes lautet: «Die Zürcher Kirche hat der Bevölkerung des Kantons das Evangelium von Jesus Christus auf der alleinigen Grundlage der heiligen Schrift zu verkündigen, sowie christliches Leben im ganzen Volk zu wecken und zu fördern.» Er ist aber kein engherziger Protestant. Immer wieder hat er in aller Öffentlichkeit auf den grossen Friedensmann von Bern hingewiesen, und in allen seinen hohen Stellungen hat er bewiesen, dass er über den Gartenhag der eigenen Konfession hinausblicken kann, und dass ihm das Recht der Andersgläubigen ebenso am Herzen liegt wie das eigene Recht. Festgehalten darf auch an dieser Stelle werden, was der geniale Mann am 75. Geburtstag der Maschinenfabrik Oerlikon (nicht Maschinenwerkzeugfabrik) der Festversammlung eingepreist hat: «Unser Wirtschaft beruht zwar auf der Freiheit des Eigentums und der persönlichen Initiative. Freiheit bedeutet aber auch Verantwortung. Eine gesunde Geschäftspolitik dient im gleichen Masse den Interessen der Eigentümer wie denen der Arbeitnehmer. Das setzt aber voraus, dass jeder Mensch geachtet wird. Nur das Vertrauen in die

Die peruanische Frau

Kann man überhaupt von der «peruanischen Frau» sprechen, so etwa wie von der Schweizer Frau? Wir wissen, hat sich bei uns im Laufe der Jahrhunderte ein Nationalcharakter herausgebildet. Bei aller ihrer Verschiedenheit haben die Genfer Hausfrau, die Aerzlin aus Zürich, die Berner Geschäftsfrau, die Bäuerin Bündens eine ähnliche Lebensauffassung und, in gegebenen Momenten, ein ähnliches Verhalten.

Wer aber ist die peruanische Frau? Ist es die schweigsame Indianerin auf den eisigen Steppen der Anden, die fröhliche Mulattin der Küste des Stillen Ozeans, die mysteriöse Bewohnerin des Urwalds oder die Städterin spanischer Herkunft, der es vielleicht oft an Schulung fehlt, nie aber an angeborener Subtilität?

Die sozialen und rassistischen Unterschiede in Peru — einem Land, dessen Flächeninhalt dreimal grösser ist als der Frankreichs und in der Küste, Sierra und Urwald lebensbedingende Faktoren von unermesslicher Vielfalt darstellen — sind zu gross, als dass man die peruanische Frau sozusagen auf einen gemeinsamen Nenner bringen könnte. Ich will jedoch versuchen, ein wenig Ordnung in das Chaos der flüchtigen Erscheinungen zu bringen, denn wenn auch die «peruanische Frau» als Begriff kaum existiert, so gibt es doch unendlich viele Frauen in jenem Land, die es wohl verdienen, dass man ihnen lebend gesteht, fast gar so liebend wie sich die mit buntem, aber oft verplumpter Tracht angezogene Indianerin über ihre braunen Kinder beugt.

Wie oft ist sie es doch allein, die ihre Kinder nährt und, so gut es geht, aufzieht! Die unehelichen Geburten wiegen nämlich auf dem Land, und wohl vielleicht auch in den reizenden Kleinstädten der Küste und der Anden und vielleicht sogar in der Hauptstadt vor. Man nimmt dies meistens nicht tragisch, und das Kommen eines Kindes jagt auch die Ärmste nicht den Bockhorn. Es heisst es doch im peruanischen Volksmund, dass jedes Kleinkind mit einem Brot im Mund geboren werde. Schlimmer als die aussereheliche Geburt an sich ist die völlige Gleichgültigkeit vieler Indianer und Mestizen gegenüber ihren Nachkömmlingen. Obwohl die katholische Kirche und vielleicht auch die eine oder andere Linkspartei darauf drängen, dass geheiratet werde, ist es doch schwer, dem Mann der Anden, auch wenn er den Eheband eingegangen ist, eine richtige Auffassung der Familienpflicht beizubringen. Es kann aber auch vorkommen, dass eine Frau den Vater ihres Kindes nicht heiraten will — offenbar zieht auch sie ihre Freiheit vor.

In den Städten herrscht allerdings, wenigstens in den Oberschichten und, es muss gesagt werden, auch bei den oft unbegüterten Negerfamilien, der iberisch-katholische Moralkodex vor, aber auch bei den Abkömmlingen der Spanier kann es vorkommen, dass der Mann schwer zu bewegen ist, die Mutter seiner Kinder zu heiraten. Es steht dem unehelichen Kind jedoch ein Rechtsschutz zu, da der Vater verpflichtet ist, ein Drittel seines Lohnes für sein Kind zu «opfern». Man darf aber sagen, ohne die Würde der peruanischen Rechtspflege näher treten zu wollen, dass das Gesetz in solchen Fällen manchmal umgangen wird; es kann aber auch vorkommen, dass der «falsche Vater» bezahlen muss.

In Peru ist die Frau auch heute noch in nicht geringem Masse dem Ehemann untertan und leidet öfters unter der Gewalt des Mannes. Ich habe öfters Missstadien beobachtet müssen. Die Frau findet aber oft Mittel, den eisernen Gehorsam zu umgehen, was von ihrer angeborenen Beweglichkeit zeugt. Die Tragödie der Städterin ist jedoch oft ihre Trägheit oder auch ihr Mangel an Selbstvertrauen, und sie erduldet viel, um nicht aktiv in den Lebenskampf einzutreten zu müssen.

Die Frau der höchsten Kreise (Peru, einst von einem spanischen Vizekönig regiert, besitzt auch heute noch eine fast höfische Tradition), diese oft ziemlich dunkelhäutigen Schönheiten sind sehr schön und auch recht kultiviert, aber den meisten fehlt es in hohem Masse an sozialem Gefühl — nach unserem Begriffen wird von privater Seite wenig oder nur Oberflächliches für die Armen und Kranken getan, von denen es vor allem in der Hauptstadt wimmelt.

Dahingegen, und das möchte ich ganz besonders betonen, ist der Familiensinn in allen Kreisen (sei nun ein Vater vorhanden oder nicht) rührend stark. Die Geschwister halten durch dick und dünn zusammen, und sogar die gesellschaftliche Vererbung ist sehr stark. In manchen Fällen nur auf die Familie, die Sippe, welche allerdings meistens sehr gross ist. Es muss gesagt werden (ist dies bei uns auch so?), dass die armen Verwandten ebenso willkommen sind am Familientisch wie die begüterten. Die Famili

Heidy Salquin mit «ihrem» Orchester von Zürcher, Winterthurer und St. Galler Musikern so prächtig konzertiert und auch als Pianistin glänzend mitgewirkt hatte. Der Solisten und Referenten wurde ehrend gedacht und die Absicht ausgesprochen, nicht genügend Platz vorhanden ist, wird der Verband Zürich und eventuell weitere benachbarte Verbände turnerische Arbeit zeigen können. Durch Ausstellung von geeignetem Material, durch Schrift, Bild und Film sollen die Besucherinnen der SAFFA über unsere Arbeit aufgeklärt werden.

Wir möchten ganz besonders auf das prächtige, im Fretz & Wasmuth Verlag, Zürich, erschienene Bilderwerk «Kinder vieler Länder», von Ernest Rathenau herausgegeben, das in über hundert photographischen Aufnahmen Kinder aller Länder der Welt und jeden Alters zeigt. Wunderbar ergibt sich uns beim Betrachten die Verbundenheit mit diesem «Volk der Kinder», wie der Begründer des Pestalozzidörfers Trogen, Walter Robert Corti,

Gesellschaft der Musikfreunde Braunwald

Unsere diesjährige Generalversammlung fand am 10. November in Zürich statt unter der Leitung von Dr. Nelly Schmid. Am Vorabend hatte sie mit der Zürcher Studentenschaft und unserer Vereinigung eine Schumannfeier veranstaltet in der Aula der Universität. Referent war Dr. Karl Wörner, unser neues Ehrenmitglied aus Mainz. Die Musikdarbietungen wurden ausgeführt von der ausgezeichneten Pianistin Edith Fischer und der Sängerin Frau Lily Gafner. Diese feinsinnige Künstlerin wie auch Dr. Pfenniger-Trümpy, Bariton, verschönerten am Samstag die Generalversammlung mit eindrucksvollen Schumannliedern. Dr. Wörner sprach aufschlussreich über Florestan und Eusebius, die zwei charakteristischen gegensätzlichen Schumann-Gestalten. Eine frisch-fröhliche Teestunde liess die Anwesenden ausgiebig zu lebhafter Unterhaltung kommen, nachdem Dr. Nelly Schmid Bericht erstattet hatte über Kassantid und Vereinstätigkeit. — Beglückt erinnern wir uns der Sommer-Musikwoche 1956, wo

lie ist in Peru ein Bollwerk gegen die feindlichen Mächte der Ausenwelt, die in einem mehr oder weniger in sozialer Wirrnis lebenden Lande herrschen.

Peru befindet sich gegenwärtig in einem Übergangsstadium. Wo es noch vor wenigen Jahrzehnten nur Herren und Knechte gab, bildet sich heute ein Mittelstand. Viele Töchter solcher Familien studieren an der Universität, auch werden sie Lehrerinnen, Sekretärinnen, Kindergärtnerinnen. Manche fühlen sich noch etwas unsicher in diesem neuen Status der Unabhängigkeit, aber sie fügen sich als nützliche Mitglieder der berufstätigen Klasse ins Nationalleben ein und dies wird von den Männern anerkannt, freilich manchmal mit fast ungläubigem Staunen. Seit einem Jahr besitzt die Peruanerin, die sehr patriotisch gesinnt ist, auch das Stimmrecht, das sie allerdings, wie der Mann, nur alle sechs Jahre einmal ausüben darf, nämlich bei den Präsidenten- und Kongresswahlen. Dieses Jahr hat die Frau in Peru zum erstenmal gestimmt und wie ich höre (nähere Angaben fehlen mir allerdings) wurden einige Frauen zu Deputierten und Senatoren gewählt. Ich hoffe, dass das soziale Gefühl der peruanischen Frau der hohen Stände durch ihre neue Verantwortung erhöht wird.

Denke ich aber an die Frauen Perus, so kommen mir doch immer zuerst die Mütter in den Sinn. Sie stehen leidenschaftlich zu ihren Kindern, alle, auch die primitivsten Indianer. Ich habe Mütter gekannt, wie jene Wäscherin, eine Negerin aus einem

Schweizerischer Frauenturnverband Abgeordnetenversammlung in St. Gallen

Im weissen Winterkleide, mit Schneehaufen an den Strassenrändern, empfing St. Gallen am letzten Oktobersamstag die Turnerinnen des Schweizerlandes zur Abgeordnetenversammlung. Die Mehrzahl der Turnerinnen war des weiten Reiseweges wegen schon am Samstag in der Gallustadt eingetroffen.

Frisch und froh klang das Lied im Grossratsaal, von Pays Romand als Eröffnung. Freundlich und warm hiess die Präsidentin des Frauenturnverbandes St. Gallen die Delegierten in ihrer Stadt willkommen, die die Schweizer Turnerinnen 1935 zum letzten Male in ihren Mauern begrüsst hatte. Ganz reizend war die poetische Begrüssung der Gäste durch zwei muntere St. Gallermädchen.

Eine ganze Menge Gäste konnte unsere Zentralpräsidentin — Frau Bachmann — in ihrem Eröffnungswort willkommen heissen; doch galt ihr spezieller Gruss den Delegierten der Verbände.

Herr Stadtrat Schlaginhaufen hiess die Turnerinnen im Namen der Stadt St. Gallen herzlich willkommen.

Der Schweizerische Frauenturnverband hat sich im Berichtsjahre um 24 neue Sektionen vermehrt und zählt heute in 1273 Vereinen 73 571 beitragszahlende Mitglieder, wovon 25 491 Turnende. Dieses tolle Anwachsen stellt die Behörden, vor allem die Technische Kommission, immer vor neue Aufgaben und Probleme.

Es ist für einen Verband immer erfreulich, bewährte, treue Mitarbeiter für langjährige Dienste ehren zu dürfen. In St. Gallen waren es deren drei: Fräulein Elisabeth Wüest, techn. Leiterin des Verbandes St. Gallen, Frau Hamburger, St. Gallen und Fräulein B. Fischer, Zürich, die während 15 Jahren Leiden und Freudens im Verbandsvorstande getragenen haben und noch weiter tragen. Unrathruft wurden die Ehrungen durch flott vorgetragene Lieder eines Chors der Knabenrealschule.

Jahresrechnung 1955, Jahresprogramm und Budget 1957 wurden stillschweigend genehmigt.

Bereits werfen verschiedene Anlässe der nächsten Jahre ihre Schatten voraus, wie z. B. die SAFFA 1958 in Zürich, das Jubiläum des Frauenturnverbandes 1958.

Der Schweiz. Frauenturnverband als Mitglied des Bundes Schweiz. Frauenvereine an der SAFFA 1958 in Zürich ebenfalls teilnimmt, ist klar. Doch wird dies nicht im gleichen Rahmen wie 1928 in Bern geschehen können, wo der erste Schweiz. Frauenturntag durchgeführt wurde, der damals in der ganzen Schweiz grosse Beachtung fand. Da in Zürich für eine Grossveranstaltung, wie dies heute ein Frauenturntag unseres Verbandes bedeutet, nicht genügend Platz vorhanden ist, wird der Verband Zürich und eventuell weitere benachbarte Verbände turnerische Arbeit zeigen können. Durch Ausstellung von geeignetem Material, durch Schrift, Bild und Film sollen die Besucherinnen der SAFFA über unsere Arbeit aufgeklärt werden.

Hedy Salquin mit «ihrem» Orchester von Zürcher, Winterthurer und St. Galler Musikern so prächtig konzertiert und auch als Pianistin glänzend mitgewirkt hatte. Der Solisten und Referenten wurde ehrend gedacht und die Absicht ausgesprochen, nicht genügend Platz vorhanden ist, wird der Verband Zürich und eventuell weitere benachbarte Verbände turnerische Arbeit zeigen können. Durch Ausstellung von geeignetem Material, durch Schrift, Bild und Film sollen die Besucherinnen der SAFFA über unsere Arbeit aufgeklärt werden.

Bücher

Wir möchten ganz besonders auf das prächtige, im Fretz & Wasmuth Verlag, Zürich, erschienene Bilderwerk «Kinder vieler Länder», von Ernest Rathenau herausgegeben, das in über hundert photographischen Aufnahmen Kinder aller Länder der Welt und jeden Alters zeigt. Wunderbar ergibt sich uns beim Betrachten die Verbundenheit mit diesem «Volk der Kinder», wie der Begründer des Pestalozzidörfers Trogen, Walter Robert Corti,

Vorort Limas, die allein elf Kinder prächtig aufzog — jedes erlernte einen Beruf — oder wie jene Hausfrau aus den Anden, die zu ihren eigenen neun Kindern noch zwei aussereheliche ihres Mannes aufnahm und mit ebensoviel Mühe und Liebe aufzog wie ihre eigenen. Was so eine Frau aus dem Volk in Peru an Arbeit leistet, ist schwer zu beschreiben.

Wenn ich aber das Bild einer peruanischen Mutter in mir heraufbeschwöre, dann sehe ich aber wohl doch zuerst meine Freundin Menina vor mir, obwohl sie keine Frau aus dem Volke ist, sondern einer sehr angesehenen, wenn auch nicht begüterten Familie entstammt. Menina ist vierzig Jahre alt und die Mutter von sechs Kindern, von denen das älteste zweiundzwanzig und das jüngste sechs Jahre zählt. Als sie mich einmal im Büro besuchte, fragten alle wie ein Mann: «Wer ist dieses reizende Fräulein?» Menina hat den Mut gehabt, sich von einem unwürdigen Mann scheiden zu lassen und ihre Kinder allein aufzuziehen, unter einem ungeheuren Aufwand von Arbeit und Mühe, doch in Fröhlichkeit und Anmut. Kinder und Hunde, Katzen, Hühner, Enten, ein Esel, ein Schwein und etliche Kaninchen leben und weben unter in ihrem Hof. Oft herrscht ein «Christmüsli» ohnegleichen, aber wenn man Meninas Haus verlässt, ist man voll Lächeln und Wärme.

So dürfen wir denn der peruanischen Frau etwas recht Grosses zugestehen, nämlich: sie — sei sie nun weis, schwarz oder kupferbraun — auch in den denkbar schwierigsten Umständen «ihren Mann stellt», ohne verbittert und griesgrämig zu werden. Sie weiss, dass es ein Privileg ist, eine Frau und eine Mutter zu sein. Greta de Verneuil

UNICEF-Gruskkarten 1956

Sechs Millionen Menschen in 56 verschiedenen Ländern dürften heuer UNICEF-Gruskkarten kaufen oder empfangen, die zugunsten des Kinderhilfswerkes der Vereinten Nationen vertrieben werden. Diese Schätzung beruht auf der normalen Zunahme, die der Verkauf dieser Karten alljährlich seit sechs Jahren erfahren hat.

Aus den 130 000 Karten, die 1950 verkauft wurden, entwickelte sich ein Rekord von 4,5 Millionen Karten im vergangenen Jahr, wodurch sich die Nettoerlöshöhe der UNICEF von 4200 auf 227 000 Dollar erhöhten.

Jede Schachtel mit zehn UNICEF-Gruskkarten mit einem Preis im Gegenwert von einem Dollar bedeutet, dass irgend jemand nicht nur an seine Freunde in der Weihnachtszeit denkt, sondern dass er auch an ein Kind denkt, das Nahrung oder ärztliche Hilfe braucht. Jede verkaufte Kartenpackung bedeutet, dass die UNICEF fast hundert Kindern täglich eine Tasse Milch geben oder zwei Kinder vor der Blindheit retten kann.

In diesem Jahr wurden die UNICEF-Gruskkarten von drei bedeutenden Künstlern — Saul Steinberg, Joseph Low und Jamin Roy — entworfen.

Zu beziehen durch die Zürcher Frauenzentrale, Zürich, am Schanzengraben 29, (Fr. 4.20).

seine Einleitung betitelt. In diesen schweren Zeiten neuen, durch Kriegsgrosser hervorgerufenen Kinderleidens in der Welt liest sich dieses Vorwort ganz besonders als Mahnruf und zwingt uns alle zur Besinnung. Entzückend das erste Kind aus Frankreich, tief ins Spiel mit seiner armen Puppe versunken. Lustig der kleine Belgier mit konfitürenverschmierter Mäulchen, eine Freude die spielenden Kinder am kleinen holländischen Hafen, nicht minder die am Strassenrand in grosses spielendes Tun vertieften irischen Kleinen, die griechische Kindergruppe auf der Insel Mykonos, wobei aber auch das Kind Mexikos, Guatemalas, Indiens, Chinas, Japans und Indonesiens uns im Bilde vorgestellt wird, mit der Mutter, im Kreise der Geschwister, allein in Spiel und natürlichem Sich-Geschwätzen, allein auf den Philippinen, den Südsäe-Inseln, in Französisch- und Spanisch-Marokko, auf Madagaskar, in Südafrika. Wenn wir uns in beglückendem und besinnungsreichem Schauen mit ihnen allen befasst haben, die uns auf diese Weise aus aller Welt begegnen, schlagen wir bestimmt noch einmal die Seiten der Einleitung auf, und noch tiefer werden wir die Erkenntnisse des Kinderfreundes, der sie schrieb, erfassen, noch aufzufuener werden wir darüber nachdenken, dies besonders in einer Zeit wie der heutigen, da erneut Dunkles und Schweres über dem Aufwachen so vieler Kinder, denen wir Betreuung und Behütung, Geborgenheit und Friede wünschen möchten, als Drohung oder erschreckendes Erleben lastet. buk

Aus der Fülle der Kalender

Als ersten begrüssen wir den sich diesmal in besonders schöner Farbe des Umschlages (gezeichnet von Warja Honegger-Lavater) präsentierenden Schweizerischen Familienkalender (Redaktion und Herausgeberin Clara Büttker, Ver-

Lascia o raddoppia?

(Gibst du auf, oder willst du verdoppeln?)

Am 26. November wird's ein Jahr, dass Professor Lando Degoli, Mathematiklehrer an einer Sekundarschule der italienischen Provinz Emilia, sich in Mailand vor dem Lichtschirm der Radiotelevisione Italiana einfand, um seine Zuständigkeit auf dem Gebiet der Opernmusik unter Beweis zu stellen und damit die fünf Millionen Lire zu gewinnen, die der Wettbewerb des Fernsehstudios, «Lascia o raddoppia?» genannt, demjenigen versprach, der auf irgendeinem Feld des Wissens, das nicht mit seinem Beruf zusammenfällt, 14 Fragen richtig beantwortet hätte. An jenem feuchten Abend eines gewöhnlichen Wintertages hatten sich nur wenige Leute vor den Apparaten eingefunden und niemand konnte den ungeheuren Erfolg ahnen, den diese Sendereihe in kurzem haben sollte.

Nach wenigen Wochen war am Donnerstagabend, den die Television für die Sendung «Lascia o raddoppia?» wählte, jedes Lokal, das über einen Apparat verfügte, vom Publikum im Sturm genommen, ja, die Leute setzten sich schon zwei Stunden vor Beginn der Vorführung in die Cafés und Bars, um ja einen Sitzplatz zu erhalten. Auch heute ist kein Abflauen des Interesses wahrzunehmen. Selbst in der Schweiz, im Tessin und im Wallis, wo über die Sendestation des Plateau Rosa am Fusse des Matterhorns die Sendungen zu verfolgen sind, stauen sich am Donnerstagabend die Zuschauer in den Wirtschaften, die einen Fernsehapparat besitzen, um die aufregenden Examen nicht zu verpassen.

Das Wettspiel, aus Amerika importiert, folgt bestimmten Regeln: Dem Kandidaten werden am ersten Abend auf jenem Gebiet, das er erkort, acht Fragen gestellt. Mit der ersten richtigen Antwort gewinnt er das Anrecht auf 2500 Lire, mit der zweiten das Doppelte, also 5000 Lire, und so fort, bis ihm mit der achten richtigen Antwort 32 000 Lire zufallen. Damit darf er sich aus dem Wettbewerb zurückziehen. Fühlt er sich in seinem Hobby sicher, will er «verdoppeln», kann er versuchen, an drei aufeinanderfolgenden Donnerstagen je eine, und an einem letzten Abend drei sehr schwierige Fragen zu beantworten. Er wird nun in eine Glaskabine gesetzt und ein Gehilfe ist ihm zugestanden, so er dies wünscht. War er bis und mit der letzten Frage siegreich, ist ihm erlaubt, mit den 2560 000 Lire auszuscheiden. Will er sein Glück bis zuletzt auf Spiel setzen und vermag er auch die letzten drei Fragen zu lösen, ist er der glückliche Gewinner der fünf Millionen (und 120 000 Lire). Bleibt er aber an irgendeiner Frage hängen, verliert er nicht nur die Anwartschaft auf die fünf Millionen, sondern auch die schon errungenen Summen gehen in Dunst auf. Allerdings sind Trostpreise ausgesetzt: Fiatwagen und andere wertvolle Geschenke. Trotzdem gibt's da dramatische Szenen mit Tränen und Ohnmachten, und das Publikum im ganzen Land nimmt herzlichen Anteil am Pech wie am Glück der Examinanden. Bis jetzt haben sich rund hundert Teilnehmer zur Prüfung gemeldet und achtzehn davon das höchste Ziel erreicht.

Der Stoff, den die Prüflinge wählen, ist sehr verschieden: Gastronomie, römische oder ägyptische Geschichte, die «Göttliche Komödie» von Dante, das Reich der Schmetterlinge, Archäologie, Sport, ebenfalls Literatur und immer wieder Musik in ihren Abarten: Opernmusik, symphonische Musik und Leichte Musik. Die Vorliebe des Italiens für Opernmusik, man kann fast von Manie sprechen, ist bekannt. Weniger schätzt er klassische Musik und sehr selten (wie bei uns) zeitgenössische Musik. Als sich ein junger Postbeamter aus Mailand zur Prüfung ausgerechnet in neuzeitlicher Tonkunst, diesem so schwierigen und problematischen Bezirk, meldete, war man überrascht und skeptisch. Aber mit verblüffender Sicherheit, mit einer Kennerschaft, die — wie der bekannte Musikschritsteller Guido Piamonte schreibt: «... viele Konservatoriumslehrer, Kritiker und Musiker beschämen und mit Neid erfüllen könnte», überwand der fünfundzwanzigjährige Enzo Marchetti alle Schwierigkeiten und erreichte in kürzester Frist die Prämie der fünf Millionen.

Aus dem bescheidenen, schlecht bezahlten Beamten wurde Enzo im Nu berühmter. Unzählige Platten moderner Musik wurden ihm von begeistertsten Zuhörern geschenkt, ihm, der nur acht Platten seines eigenen nannte. Das Festival von Venedig lud ihn zur

Weltaufführung von Strawinsky's letztem Werk, dem Canticum Sacrum, in, das der Meister selbst in San Marco dirigierte. Viele mailändische Firmen boten ihm passende Stellen an. Enzo hat sich noch zu nichts entschieden und auch seine Stelle nicht aufgegeben. Ingegnere sucht er für sich und seine Familie eine grössere Wohnung. Bis jetzt lebt er mit den Eltern und zwei Geschwistern in einer Zweizimmerwohnung, wobei das eine Zimmer als Küche dienen musste. Als erstes will er sich, anstelle des üblichen Mietkavals, das kaum Platz im allgemeinen Schlafraum fand, ein Piano leisten, danach einen modernen Radiopparat, ohne jedoch sein altes Kästchen zu verrossen, mit dem er jahrelang das dritte Programm des Radio Italiana anhörte und sich damit die erstaunlichen Kenntnisse in zeitgenössischer Musik aneignete.

Dass ein junger Bursche aus so ärmlichen Verhältnissen sich so ernsthaft mit der Musik unserer Zeit und ihren Problemen befasst, ist eine Sensation. Man kann ihm dafür sehr dankbar sein. Nicht nur hat er für Tausende und Abertausende den Begriff der heutigen Musik überhaupt zum erstmalig aufgestellt, er hat sie auch gezwungen, diese Mu-

Anteil der Frauen am kunstgewerblichen Schaffen

Anlässlich der Verkaufsausstellung, welche die «Pro Rätia» in den «Kaufleuten» in Zürich durchführte, zeigte sich der bedeutende Anteil frauilichen Schaffens an der gezeigten bündnerischen Handwerkskunst. So sind wir den in ihrer Qualität, wie in den Farben und Mustern sehr schönen Stücken der Handwebereien von Flims, Trin-Dig, Chur, Thusis, Anderer, sowie jener aus dem Engadin (Zernez und Schlarigna) und aus dem Mixox und Puschlav begegnet. An einem Westuhl arbeitete emsig eine Engadinerin. Wir haben die entzückenden Wiesener Woll-Spieltiere bewundert und die originalen Puppen, die dort hergestellt werden, betrachtet. Wann und wo wir durch den Ankauf solcher Erzeugnisse bündnerisches kunstgewerbliches Schaffen unterstützen können, wollen wir es gerne tun; denn wieder haben wir gehört, dass sehr oft in ausgesprochen bauerlichen Gegenden der durch die Heimarbeiterinnen für Weben, Nähen und Sticken bezogene Lohn das einzige Bargeld darstellt, das in den Haushalt hereinkommt. w.

83 Schwestern wurden diplomiert

Es wird heute so häufig über mangelnden Nachwuchs im Schwesternberuf geklagt; umso erfreulicher ist es daher, dass dieser Tage in der Schweizerischen Pflegerinnenschule in Zürich 83 junge Schwestern — 49 Krankenschwestern und 34 Wochen-, Säuglings- und Kinderschwestern — ihr Diplom in Empfang nehmen konnten, denn seit elf Jahren wurde dort eine solche hohe Zahl nicht mehr erreicht. Mit diesem neuen Zuwachs hat die Schweizerische Pflegerinnenschule nun insgesamt 2390 Schwestern ausgebildet, die zum grössten Teil noch heute voll in der Arbeit stehen, in Spitälern, Heimen und Krippen, in Gemeinden, der Fürsorge und der Privatpflege.

Eine schöne Abschiedsfeier — von musikalischen Darbietungen des Streichquartetts Lotte Kraft und vom Gesang der Schwestern umrahmt — wurde den Diplomandinnen zuteil, die nun die erste Etappe ihres Berufes hinter sich haben. Spitalfarrer Scheidegger liess sie in seiner Ansprache wissen, wie sehr sich alle, die Eltern, die Angehörigen und die Schule, in dieser Stunde mit ihnen freuten, und er blickte noch einmal kurz auf die vergangenen drei Lernjahre zurück, die die angehenden Schwestern trotz vieler Schwierigkeiten und Mühe tapfer durchgestanden haben. Er sagte, wie sehr gerade dieser Beruf Mittelpunkt des Lebens sei, und der Sinn des Lebens liesse nicht im Besitz und Genuss vergräblicher Güter, nicht in der Fülle des Wissens und der Schärfe des Verstandes, sondern im Gefühl der Verantwortung und der Pflicht den Mitmenschen gegenüber.

Vor der Übergabe der Diplome wandte sich auch die Oberin Dr. Kunz noch einmal an die Diplomandinnen, die Wissen erworben und die Kräfte gefestigt haben und nun bereit sind, sich selbständig und in freier Entscheidung dem Krankendienst, der Fürsorge und der Familie zu widmen. Es geht darum,

stiller und Schriftstellerinnen, Erzieher, Künstler mitarbeiten das — rediert von Helene Wysi — im Loepfthen-Verlag, Meiringen, nun bereits in seinem 26. Jahrgang erscheint — wollen wir uns um seiner Vielfalt und Gediegenheit des Gebotenen auch wieder bestens merken.

Im Verlag Reinhardt in Basel (Red. Dr. Ad. Maurer) erscheint der Zwingli-Kalender nun bereits im 39. Jahrgang und erfreut uns durch gepflegte graphische Gestaltung. Wir lesen darin «Bischof Myriel» von Victor Hugo, eine packende Erzählung, dann Beiträge wie «Die Kraft der Begegnung», von Eduard Thurneysen, die ergreifende Schilderung «Auch ich war ein Verdingkind», das Lebensbild «Katharina Luchsingers», das Andreas Gantenbein beiträgt, von Walter Lüthi «Christus und die Maschinerie», Ein Kalender, der aufrechtend und trostbringend ein Weihnachtsplätt für alle und einsame Menschen bereichern wird.

Der Schweizerische Familien-Kalender, Verlag «Volksstimme», St. Gallen, enthält Beiträge namhafter Schweizer Autoren. Wir erwähnen «Das Erbsenbrot» von Ernst Schibli, «Der Wälschler» von Peter Killian, «Die Plüschkarosse» von Erika Jemelina u. a., diese neben einem ausführlichen, gut übersichtlichen Kalenderium.

Gerne erwähnen wir den von Jahr zu Jahr künstlerisch wertvoller gestalteten Schweizer Wandler-Kalender 1957, dessen Verkaufs-Reinhold dem Unterhalt der schweizerischen Jugendherbergen dient. Bild und Text stehen im Dienste des Wanderns durch die Heimat. Acht mehrfarbige Bilder, die als Postkarten verwendet werden können, unsere Alpenpässe wiedergebend, sind zwischen Text und die schwarz-weißen Tiefdruckbilder gefügt. Zeichen- und Photo-Wettbewerb: Bei Buchhandlung

sik anzuhören und zu beachten. Im Tessin wird bei Spiel wissen heute die einfachsten Menschen, dass es einen Strawinsky, Schönberg, Webern, Milhaud, Hindemith, Honegger gibt, und dass diese Meister, mit den andern im Wettspiel erwähnten, hoch einzuschätzen sind. (Wenn schon mit dem blossen Wissen um sie und ihre Werke fünf Millionen zu gewinnen sind, muss doch «etwas» an ihnen sein, nicht?)

Was immer wieder erstaunt, ist die Faszination, die «Lascia o raddoppia?» auf die Menschen ausübt. Der Donnerstagabend ist eine Art Festabend geworden. Jung und alt trifft sich vor dem Apparat, ein ganzer Ort, die Quartiere einer Stadt, finden sich gemeinsam in der Osteria, dem Tanzlokal, der Hotelhalle ein, um das aufregende Abenteuer mitzuerleben. Ist's nur die Sensationslust, wie bei irgend einer Wette, die Begierde, dabei zu sein, wo's hitzig zugeht? Sicher mehr: ein neuerwaches Gefühl für das Zusammensein, für häusliche Geborgenheit, ob unter Bekannten, in der Familie oder auch mit Fremden, vereint die Menschen vor dem Lichtschirm. Und mehr noch: was da geboten wird, ist vorgeleitet Märchen. Das uralte Thema der vom Helden zu lösenden Fragen, um seiner alle Glück in sich fassenden Belohnung nach dem Gelingen, ist hier in moderner Form abgewandelt und bewegt die Gemüter, durch das Wunder der Erlösung, wie das Märchen eh und je es vermochte. A. V.

führte sie aus, nicht nur nützliche Arbeit zu tun und die tägliche Pflicht zu erfüllen, sondern darüber hinaus sei es notwendig, sich als Mensch mit den Mitmenschen verbunden zu fühlen und ihnen mit einer Mitleidlichkeit zu begegnen, die aus den Erwartungen in die Schwermut gesetzte Vertrauen rechtfertigt. Die Oberin empfahl den jungen Schwestern vor allem, die menschliche Gemeinschaft zu pflegen und zu stärken; sei es nun die Gemeinschaft der Schwestern untereinander, die Arbeitsgemeinschaft im Spital oder die Gemeinschaft in der Familie, denn was einem solche Gemeinschaft zu geben vermöge, könne auch die beste berufliche Tüchtigkeit nicht wettmachen. Ho

Alte Polstermöbel im neuen Kleid

Alte Formen mit modernen Farbönen zu kombinieren ist eine reizvolle Synthese zwischen antik und modern, das dem Wohnberater von heute besonders am Herzen liegt. Es ist ein gekonntes Hobby all jener, die Fantasie und Wärme nicht aus ihrer wohllichen Umgebung fortzudenken können, die nicht nur in der Gegenwart zu leben verstehen, sondern durch Kultur und Familientradition eine rege Beziehung zu Vergangenen haben und dies auch in ihrem Interieur nicht missen möchten.

Da steht ein alter Louis-Philipp-Möbel oder gar ein Sofa des späten vorigen Jahrhunderts im Estrich und tristet abseits von breiten Couchen und modernen Sitzmöbeln im Wohnraum ein vergessenes Dasein. Ein Gang auf den Estrich und das entdeckende Auge einer jungen Frau fällt auf das im Schatten der Vergangenheit träumende Stück und schon beginnt der Anfang eines Lebens im 20. Jahrhundert. Das vergessene Sofa, auf dem vielleicht schon die Urgrossmutter mit ihrem zukünftigen Ehemann im ersten schüchternen Zärtlichkeiten der damaligen galanten Zeit, in der schon das blosses Hervorkommen eines Frauenknöchels Männerherzen höher schlagen liess, austauschte, kommt in seinen alten Tagen zu neuen Ehren. Je nach Begabung und Zeit nimmt das Möbel den Weg in die häusliche Bastelecke; vielleicht ist es die Garage oder die Waschküche oder aber man bringt es zu einem jener leider heute so selten gewordenen Handwerker, die so alte Stücke besonders liebevoll betreuen. In einem neuen Kleid und einem entsprechenden Aufbau seiner ramponierten Sitzfedern werden ihn auch unsere besten Freunde nicht mehr erkennen. «Unser Boutique-Fauteuil», so hat eine findige Bekannte ihren auf solche Art und Weise neu erstandenen Sessel aus Grossmutter's Zeiten getauft. Er ist es, der ihrem eher in ruhigen Farben gehaltenen, sehr modernen Interieur sozusagen den letzten Pfiff gibt. Und der Clou für ihre beiden Setzerhände ist, dass sie sich ohne weiteres darauf niederlassen dürfen. Das neue Kleid ist nämlich ein auf Jersey appliziertes Stamidolleder, weich, geschmeidig und leicht grünlich. Der porzellanblaue Stuhl wirkt neben Naturfarben und roten Tönen wie eine gut polierte Dame aus früheren Jahrhunderten. Der Stuhl hat einen Ehrenplatz in ihrem Heim gefunden, sei es am alten Schreibtisch oder am Kamin und ist der erklärte Lieblingsplatz der Gäste wie auch der Familienmitglieder. Anita

gen und durch den Schweiz. Bund für Jugendherbergen, Seefeldstrasse 8, Zürich 8, zu beziehen.

Wir nehmen auch den besonders festlich gestalteten Pestalozzi-Kalender 1957, als Schüler- und SchülerInnen-Kalender erscheinend, der das 50. Jubiläum seines Bestehens feiert, in diese Besprechung hinein, obwohl er mehr als ein Kalender, ein kalenderhandliches Buch, ein Nachschlagewerk im Taschenformat für die Schweizer Jugend, ist. Interessant, belehrend, anregend, dazu neben den künstlerisch hervorragend wiedergegebenen Farbdrucktafeln, den vielen übrigen Illustrationen zu den wertvollen Texten aller Art in einer neuen, überaus ansprechenden Druckschrift «Times» gesetzt, ein neues Plus des für Mädchen und Knaben recht eigentlich zum «Jahres-Rüstzeug» gehörenden, so beliebten Kalenders mit dem Schatzkästlein, das — seinem Namen Ehre tragend — dazu gehört.

Berner Frauen werden der «Emmentaler Bratig», dem in seinem 32. Jahrgang erscheinenden Alphorn-Kalender (Verlag Emmentaler Blatt AG., Langnau), ihre Sympathie beweisen, der reich mit Erzählungen, Aufsätzen und Bildproduktionen dotiert ist. Wir merken uns die Erzählung «Die Getreue», von Luise Wölfer und lesen gerne den herbeudeutenden Beitrag «Uf em Chällerbübi», von Walter Hofer, «Unser Hund», von Felix Moeschlin u. a.

Im Verlag Hallwag, Bern, erscheinen die bekannten Kalender für Taubstummenhilfe mit interessanten Beiträgen aus dem Heil- und Hilfswirke für die Gehörgeschwächten («Die Aufgaben der Mutter ihrer taubstummen Kleinkind gegenüber»), von Edith Hubacher, «Zürichs erster Taubstummenlehrer», von Maria Nils u. a.) und der Schweizerische Blindenfreund-Ka-



Der Zürcher Detailisten-Verband, der seine diesjährige Aktion «Früher kaufen, fröhlicher schauen» bis ins Kleinste vorbereitet hatte, hat unter dem Eindruck der niederschmetternden Ereignisse mit dem Start derselben zugewartet. Nun wird diese aber vom 15. November bis zum 7. Dezember doch durchgeführt. Die bisherigen Bemühungen wären umsonst gewesen, wenn darauf verzichtet würde. Wieder wird es, auch in der von so viel Schwermut überschatteten Zeit, zum Ladenstruck kurz vor Weihnachten kommen. Todmüde Verkäuferinnen, Packer, Ausläufer, Postbeamte und Briefträger könnten davon erzählen.

Unterstützen wir diese Aktion, so gut wir können! Wir selbst brauchen Besinnung und Ruhe. Wir können alle viel dazu beitragen, dass nicht Hetze und nervenaufreibendes «Gestürm» in den Läden vorherrschen. Schon eingedenk dessen, was uns alle bedrückt und beschäftigt, werden wir, so gut uns dies nur möglich sein wird, die Weihnachtskäufe beizeiten besorgen, wie auch die Pakete rechtzeitig aufgeben. Im Übrigen werden wir sehr darauf bedacht sein, dass Weihnachten zu jenem Fest der inneren Erhebung und Stärkung werden darf, als welches wir es alle dringend brauchen.

Jugenderinnerungen sind Bausteine des Lebens

Man möchte allen Müttern anraten, die Jugenderinnerungen grosser Menschen zu lesen und zu beherzigen. Wie oft hört man den Ausruf: «Ach, es ist ja noch ein Kind, das wird es später nicht mehr wissen, das wird ihm keine bleibenden Eindruck hinterlassen!»

Ist es nicht bezeichnend, welches Gewicht die Kinderpsychologie in jüngster Zeit schon der Umwelt und deren Einflüsse auf den Säugling beimisst? Wie bestimmt muss da erst sein, was der heranwachsende Mensch im vorschulpflichtigen und nachher im Schulalter in sich aufnimmt. Leider hat sich vielfach die Gliederung in den Familienverhältnissen in ungünstiger Weise verschoben. Früher erlaubten es die Wohnverhältnisse, dass die Grosseltern die Enkel in den Ferien für kürzere oder längere Zeit bei sich aufnehmen oder dann öfters zu Besuch kommen konnten in die Familie des Sohnes oder der Tochter. Fehlte es den Eltern an Müssen, sich mit den Kindern abzugeben, mit ihnen zu basteln, ihnen alle die Wunder der Natur zu erklären, so fand der Grossvater immer Zeit. Heutzutage ist das anders geworden. Die Alten finden sich kaum mehr zurecht in der Hast des modernen Lebens und sind deshalb häufig froh, bald wieder in ihre ruhigen vier Wände zurückzukehren. Es gibt sich niemand Rechenschaft über diese Verengung des Erlebniskreises eines Kindes, und deshalb wäre es gut, sich wieder einmal eine Stelle aus Goethes «Dichtung und Wahrheit»s Gedächtnis zu rufen. Gerade jetzt, wenn wir im Garten die Blumenweiben und Knollen für den Frühling setzen, sagen uns diese Worte doppelt viel und sollten auch manche Mütter veranlassen, die Kinder an ihrem Gartenleben teilhaben zu lassen. Goethe schildert, wie sehr ihn der Garten seines Grossvaters mütterlicherseits anzog: «Gewöhnlich eilten wir sogleich in den Garten, der sich ansehnlich lang und breit hinter den Gebäuden hin erstreckte und sehr gut unterhalten war, die Gänge meistens mit Rebeledgängen eingefasst, ein Teil des Gartens mit Hyazinthen und verwandten Gewächsen, die Blumen gewidmet, die vom Frühjahr bis in den Herbst in reicher Abwechslung die Rabatten sowie die Beete schmückten.

In diesem friedlichen Reviere fand man jeden Abend den Grossvater mit behaglicher Geschäftigkeit eigenhändig die feinere Obst- und Blumenzeit besorgend, indes ein Gärtner die gröbere Arbeit verrichtete. Das Sortieren der Zwiebeln von Tulpen, Hyazinthen und verwandten Gewächsen sowie die Sorge für die Aufbewahrung derselben überliess er niemand, und noch erinnere ich mich gern, wie er ersam sich mit dem Okulieren der verschiedenen Rosenarten beschäftigte.»

Diese Kindheitserlebnisse waren Goethe nicht zu gering, um sie aufzuzeichnen. Kinder von heutzutage freuen sich nicht weniger, das Wachsen und Blühen im Garten draussen oder im kleinen Zimmergarten zu beobachten.

lender mit interessanten Berichten über die Blindenfürsorge und u. a. — einer Erzählung «Der Frühling des Meinrad Fröhlich», von Ernst Nägeli und einer hübschen Betrachtung «Der Weihnachtsbaum», von Ida Frohnmeyer.

Vergessen wir aber auch nicht das hübsche Wandkalenderchen der Freundinnen junger Mädchen, das sich so gut als liebevolle kleine Beigabe zum Weihnachtsgeschenk eignet. Für 1957 ist das graphisch wohlgestaltete Werklein den Frauenberufen gewidmet, mit je einem Bild und entsprechend hinweisendem Text, mit einem Wort des Zuspruchs. Wir wünschen dem mit Sorgfalt geschaffenen kleinen Kalender, der einzeln oder (mit Rabatt) in grösserer Anzahl bei Fr. Alice Eckenstein, Dufourstrasse 42, Basel, bezogen werden kann, weite Verbreitung. Und nun noch die Taschenkalender! Allen voran der handliche, praktische, für die berufstätige Frau wohl geeignete Schweizerische Taschenkalender aus dem Verlag Buehler, Bern, der von dort und durch die Buchhandlungen bezogen werden kann. Ein schwarzer Plastikumschlag mit Fächerchen für Abonnemente, Ausweisarten, dient dem Kalender als geradezu elegantes Kleid, und gerne werden wir den Kalender auch im kommenden Jahre wieder als unerlässliches Requisite in unserer Handtasche mittragen. (Auch wieder im Kleinformat erhältlich.) — Als handlich und für Samariterinnen von grösstem Nutzen erweist sich der Schweizerische Samariter-Taschenkalender, den der Schweizerische Samariterbund (Oten, Martin-Distel-Strasse 27) herausgibt. Im Verlag H. R. Sauerländer erscheint der sehr geschickt zusammengestellte, angenehm kleinformatische Schweizerische Turnerinnenkalender, vom Schweizerischen Frauenturnverband herausgegeben, bereits in seinem 20. Jahrgang.

Das Jahrbuch «Mutter und Kind», ein weiches bekannte Aertze und Aertzinnen, Schrift-

Alarm-Ruf an die Schweizer Wirtschaft

Der Import billiger Konsumgüter aus Japan steht unmittelbar bevor. Man wird sie zu niedrigsten Preisen auf den Schweizer Markt werfen.

Sofortige Gegenmassnahmen sind nötig, wenn eine grosse Gefahr für unsere Wirtschaft abgewendet werden soll. Die Auswirkungen wären für alle Stufen unserer Wirtschaft (Fabrikanten, Grossisten, Detailisten) katastrophal: Warenangebote zu etwa einem Drittel des normalen Preises, bei bedeutend besseren Qualitäten als in der Vorkriegszeit aus Japan bekannt.

Die angekündigten Importe aus Japan sind wahrscheinlich auf die kommende Ausverkaufs-Saison zu erwarten. Es ist also höchste Zeit — für die Wirtschaftsverbände wie für den einzelnen Kaufmann — sofort die nötigen Vorkehrungen zu treffen.

Man kann auch etwas erreichen, wenn endlich jeder Schweizer Lohnempfänger und jede Hausfrau darüber aufgeklärt werden, dass sie falsch handeln und ihre eigene Existenz untergraben, wenn sie billig einkaufen. Solche Aufklärungs-Werbungen sind in grossem Stil bei uns noch nie versucht worden, obwohl dazu seit Jahren schon aufgefordert wurde. Es ist aber bekannt, dass einzelne Geschäftsleute in diesem Sinne auf ihre Kundschaft einwirken — übrigens durchaus mit Erfolg.

Das Novemberheft des «Organisator» (Frankenstrasse 33, Zürich 50) enthält für alle, die sich dafür interessieren, einen ausführlichen Bericht, der — mit Waren- und Preisbeispielen — das Problem nach allen Seiten untersucht und konkrete Vorschläge für Gegenmassnahmen macht.

Haarpflege — neuartig und wirkungsvoll

Haben wir Frauen denn heute noch Zeit, uns so, wie unsere Mütter dies taten, in Ruhe zu kämmen, indem wir gleichzeitig den neuen Tag überdenken, ja sogar ein wenig träumen? — Wir sind beim Coiffeur verabredet. Meistens sind wir ein wenig verspätet. Der Coiffeur, der nicht gerne wartet, was wir verstehen, ist nervös. Wir sind nervös. Wir betreten den Salon, die Gerüche, die Geräusche umgeben uns, und dann lassen wir uns bedienen, wir lassen uns frisieren.

Etwas anderes ist es, wenn wir uns mit dem Zürcher Haarspezialisten Gody Breitenmoser, der in der Engle 1963 seinen Haarpflegesalon neu ausbaute und seit damals mit seinen erprobten Mitteln auf Grund grosser Erfahrung arbeitet, ein Rendezvous gegeben haben. Ist es denn nicht fast so, als ob wir ein Sanatorium betreten würden? Es «reicht» nicht. Es läutet wohl immer wieder das Telefon, denn dieser Haarspezialist ist bereits zu einem Begriff geworden, und viele an erkrankten Haaren Leidende, Frauen und Männer, suchen ihn auf, aber, sobald einmal die erste Untersuchung, sobald die Behandlung eingesetzt hat, herrscht eine geradezu wohlthuende Stille im angenehm grünlich getönten Salon mit den eleganten Kabinen, die frei von den Monturen der Trocknungshauben sind, indem die letzteren auf raffinierte Weise oben an der Wand befestigt sind und bei Gebrauch lautlos heruntergezogen werden. Es herrscht Stille auch deswegen, weil Herr Breitenmoser mit Lupe und Mikroskop, mit verstärktem Licht und unter grosser Konzentration unsere Haare untersucht, den Haarboden prüft, die «Geographie der Kapillaren», um so zu sagen, in des Wortes wahrstem Sinne unter die Lupe nimmt.

Er wird uns zum Beispiel eine kürzlich durchgestandene Krankheit, auch dies wieder absolut wichtig zu verstehen, auf den Kopf zusage. Er wird uns dann, ob unser Haar deswegen glanzlos und erloschen ist, weil innere Erregungen, seelische Depressionen uns heimsuchen, Kummer und Sorgen uns belagern, oder aber, weil wir achtlos und unbedacht unsere Haare, die ein Schmuck sein sollten und könnten, der sehr schädlichen Beeinflussung durch auslaugende, ätzende Chemikalien ausgesetzt haben.

Er wird uns sagen, dass unser Haar hungrig, und er wird in seiner auf wissenschaftlicher Grundlage basierende Behandlung die Verabreichung eines «Futtermittels», wie sich der gemüthliche, geschickte und originelle Toggenburger ausdrückt, einbeziehen. Gody Breitenmoser ist nämlich der wohl meistprämierte «Figaro» in unserem Land, und die Trophäen, die er von Schau- und Wettfrisieren aus den Hauptstädten der Welt mit nach Hause trug, zählen weit über ein gutes Dutzend. Er könnte also, wie er uns dies auch sagt, in der Tat seinen Beruf in ganz anderer Weise und völlig auf die Frisuren spezialisiert ausüben. Aber — umgekehrt! «Von den Frisuren reden wir nicht», sagt er kurz, «die Hauptsache ist das Haar selbst. Zuerst muss es sich erholen. Es muss gesund werden.» Schon gar Dauerwellen würden uns in seinem Haarpflegesalon in Leidendes Haar hinein nicht gemacht. Da bietet Gody Breitenmoser konsequent. Da gibt es kein Diskutieren.

Der immer wieder neu suchende und forschende Haarkundige, der eine ganze Reihe auf natürlicher Basis hergestellter Mittel, die nur bei ihm erhältlich sind, in seinem eigenen Laboratorium «herausgetüftelt» hat, ist von seiner Mission in einer sehr ansprechenden Weise erfüllt. Er flösst uns Vertrauen ein. Wir befolgen seine Ratschläge. Wir begeben uns zu ihm in die Behandlung. Wir werden es keineswegs bereuen müssen, erfahren wir doch deren Wohltat und Wirkung einmal an uns selbst und können wir erst noch aus dem ihm aus aller Welt zugegangenen Dankeschreiben ersehen, dass dank seiner Mittel und seiner Behandlung entzündete Kopfhaut und Ekzeme geheilt werden, Schuppenbildung zurückgeht, fettiges schweisstiges Haar wieder glanzvoll wird, nervig, gesund und voller Spannkraft, so dass auch die Frisur in natürlicher Weise sich wie von selbst ergibt. Und noch etwas: Ein Ton besten Einvernehmens und schönsten Zusammenarbeitens mit dem besonders geschulten Personal sagt uns schon deswegen zu, weil dies die wohlthuende Atmosphäre im Salon noch erhöht.

Wenn wir nämlich Gody Breitenmosers Ratschläge befolgen, seine Mittel angewandt haben und nach der «Séance» der Behandlung den Haarpflegesalon verlassen, spüren wir, dass unsere Haare aus der Kopfhaut heraus, von der Wurzel her, wieder kräftiger atmen und leben und neu geworden sind. Ein Blick in den Spiegel beweist uns, dass die zu uns passende individuelle Frisur, die wirklich schöne Frisur, nur dank der tiefgreifenden Haarpflege möglich war, so wie Gody Breitenmoser sie auf Grund seiner Erfahrung und Praxis intuitiv anzuwenden pflegt.

Beatrice

Frauen in ihren Berufen

Gedanken zur Aufgabe der Fürsorgerin in der heutigen Zeit

Dass wir heute in einer «besonderen» Zeit leben, ist uns allen schon dann und wann zum Bewusstsein gekommen, mögen wir unsern Platz nun als Hausfrau, als berufstätige Frau irgendwo ausfüllen oder lag in sozialer Arbeit stehen. Aber es sind vielleicht seltene Augenblicke der stillen Betrachtung, etwa sonntags oder in den Ferien, wenn wir von den vielen Anforderungen des Alltags ein wenig entlastet sind. Meistens stehen wir mitten im Trubel, im Getöse, sorgfältig darauf bedacht, unser «Pensum» gewissenhaft einzuhalten. Die äusseren Umstände zwingen uns ja dazu, auf die unzähligen Anliegen, die an uns herantreten, einzugehen. Es sei hier nur einmal ausschliesslich von der Arbeit in der offenen Fürsorge die Rede. Wir kennen sie: sie setzt sich zusammen aus zahllosen kleinen und grossen Aufgaben, und sie erfordert eine nie erlassende Geduld und Liebe, verbunden mit einem unerschütterlichen Glauben an den Sinn unseres Tuns. So bewältigt jede Fürsorgerin ein vollgestülptes Mass an Arbeit, meist in aller Stille und mit einer Hingabe, die beispielhaft ist.

Die Schreiberin beabsichtigt nicht, an Hand einer Statistik darzulegen, in welchem Grade und in welcher Schnelligkeit die Zahl der Fürsorgerin einerseits und der Befürsorgten andererseits wächst oder sinkt. Darum geht es hier nicht. Aber eine Frage sei hier einmal ernstlich aufgeworfen: «Was erreichen wir eigentlich in jahrelangem Einsatz?»

Die moderne Fürsorge ist zum Glück nicht mehr eine «Schema-F-Arbeit», sie darf, ja, sie soll und muss heutzutage ganz individuell gestaltet werden. Neue Wege sind im Laufe der Jahre beschritten worden, dank deren jedem jungen Menschen, arm oder reich, eine berufliche Ausbildung ermöglicht werden kann, sofern die Eignung dazu vorhanden ist. Erholungsaufenthalte bedürftiger Kinder und Mütter werden mit Hilfe privater Institutionen finanziert. Noch vieles wäre aufzuzählen, was heute im Gegensatz zu früher möglich geworden ist, weil Staat und private Institutionen die Aufgabe an den Bedrängten, Kranken oder sonst durch ein schweres Schicksal in Not Geratenen erkannt haben.

Fürsorge-Einrichtungen werden ausgebaut: Es entstehen neue Krippen und Tagesheime, weil die Nachfrage darnach wächst; Fabriken richten eigene Fürsorgestellen ein. Privatfonds stehen zur Verfügung. Daneben steht unser Wirtschaftsleben in voller Blüte. Wir haben kaum mehr einen Arbeitslosen, jede irgendwie brauchbare Kraft wird angefordert.

Und gleichwohl vermehrte Fürsorge? Einmal deshalb, weil die Mütter in vermehrter Masse berufstätig sind und in ihrer Abwesenheit oft die Kinder versorgt haben müssen. Noch viele andere Gründe wie Krankheit, Überlastung der Mutter in kinderreichen Familien, Erziehungsschwierigkeiten u. s. f. machen eine Fürsorge notwendig. Ein Heer von Fürsorgern und Fürsorgerinnen hat unsere Schweiz hervorgebracht, sie tauchen da auf, wo Menschen nicht mehr allein zurechtkommen. Es wird betreut, vermittelt, geholfen, auch mit Geldmitteln geholfen, sogar mit sehr vielen. Da ist einerseits ein regelmässiges Einkommen in der normalen Schweizer Familie und andererseits ein Versagen auf der ganzen Linie, verschuldet oder unverschuldet.

Wir sprechen nicht von den unverschuldet in Not geratenen Familien. Wir wissen, dass sie vorkommen, und wie gut ist es, da oft wirklich helfend eingreifen zu dürfen. Aber begegnen wir nicht mehr und mehr der anderen Situation: Das Einkommen reicht nicht aus, weil über die Verhältnisse gelebt wird, freiwillig oder notgedrungen? Notgedrungen, da eine zu teure Wohnung mangels anderer Gelegenheit gemietet werden musste; freiwillig, weil man sich auf Abzahlungsgeschäfte eingelassen hat und nun auf Jahre hinaus hohe Raten von monatlichen Gehältern abgeben. Die Folgen sind oft Schwierigkeiten in der Ehe, weil die Betroffenen weder sparen noch einteilen können und dadurch immer mehr ins Elend kommen, oder weil die Mutter nun mitverdienen muss und gezwungen ist, täglich einige Stunden ausserhalb des Hauses zuzubringen. So lange sind die Kinder sich selber überlassen, ebenfalls in Krippe oder Tagesheim untergebracht. Diese wenigen Beispiele genügen, um auch nur anzudeuten, wohin das «Ueber-die-Verhältnisse-Leben» führt.

Das «Versagen» darf hier nicht überwertet werden. Wer versagt nicht? Das Versagen gehört in gewissem Sinne in das Leben jedes Menschen. Aber geht es hier nicht auch noch um etwas anderes, um etwas, das mit «Begriff» oder «Massstab» zu tun hat? Warum sind uns die Begriffe verloren gegangen, von dem, was es heisst «im Rahmen seiner Verhältnisse leben»? In welcher Phase des Lebens bleiben wir dem heranwachsenden Menschen etwas ganz Entscheidendes schuldig, so dass er heute nicht mehr darnach fragt, was wirkliche Verantwortung sich und seiner Umwelt gegenüber bedeutet? Auch da liessen sich viele Möglichkeiten andeuten, und in diesem Zusammenhang muss auch auf die vielen Versuchungen hingewiesen werden. Das oft

gewissenlose Vorgehen der «Vertreter», die es darauf anlegen, die Leute zu einem Kaufvertrag zu bringen und dabei alle möglichen Tricks anzuwenden, hat schon manche harmlose Hausfrau zu einer unverantwortlichen Handlung verführt. Auch tragen viele Hausentwürmer durch ihr soziales Verhalten gegenüber Familien mit Kindern dazu bei. Es gäbe da manches Beispiel, eines sei hier erwähnt: ein Fräulein steht vor ihrer Hochzeit und wohnt in einem Hausmeister, bei dem es sich um eine Wohnung bewirbt, die Auskunft, die betreffende Wohnung bekomme sie, vorausgesetzt, dass der Arzt ihr schriftlich bestätige, dass sie keine Kinder bekommt. Noch einmal sei uns die Aufgabe der Fürsorgerin vor Augen gestellt. Sie hat unentwegt gegen Missstände finanzieller oder geistiger Art — meistens beides — zu kämpfen. Das bedeutet «Fürsorge». Jede Fürsorge erfüllt aber nur dann allein ihren Zweck, wenn sie sich wieder «überflüssig» macht. Da und dort darf solches zustande kommen, gewiss. Aber wie oft erleben wir es heute noch? Spüren wir nicht alle, die wir täglich mit unseren Schutzbefehlen zu tun haben, dass uns eine Mentalität entgegentritt, der die Fürsorgerin nicht mehr gewachsen ist? Oder haben wir den Massstab verloren und uns den heutigen Verhältnissen schon ganz angepasst und helfen, helfen, sehr oft auch mit Geldmitteln? Sind wir am Ende immer und immer wieder versucht, den Weg des geringsten Widerstandes zu gehen, unsere Schutzbefehle zufriedenstellen, auch dort, wo wir uns eingestehen müssten, dass sich ihre Ansprüche nicht mehr in normalen Grenzen bewegen? Merken wir, dass ein Wettrennen eingesetzt hat, das aber niemand gewinnen wird. Wir sehen nur das Anwachsen der Ansprüche und damit auch die vermehrten Anstrengungen von seiten der «Verantwortlichen».

Wie kann und soll dieser ungesunden und beängstigenden Entwicklung begegnet werden? Sind wir, die wir als Fürsorger oder als Fürsorgerin auf unserem Posten stehen, überhaupt in der Lage, Einheit zu gebieten? Sind wir denn nicht an unsere Aufgabe gebunden, die wir nun eben nach gewissen Richtlinien zu erfüllen haben? Oder zwingen uns die Verhältnisse zu Kompromissen, die wir uns oft belasten und uns die innere Freudeigkeit zu unserer Arbeit rauben? Es ist sicher schon manches versucht worden, das darf nicht übersehen oder unterschätzt werden. Gewiss sind auch da und dort schon gewisse Auswir-

kungen davon in der Praxis zu sehen. Aber es scheint noch nicht genügend gekämpft zu werden gegen den Zeitgeist, der mit der Zeit jede fürsorgliche Bemühung illusorisch macht.

Wir soll nun eigentlich in die Speiche des sich immer schneller drehenden Rades getreten werden? Der «Fortschritt» ist uns allen längst über den Kopf gewachsen — gleichwohl: Müssen wir uns denn nicht ganz einfach mit allen Mitteln wehren, wenn die Fürsorgearbeit ein Sinn behalten soll?

Neben allen Bestrebungen um Ausbau der verschiedenen sozialen Zweige (es werden genug Tätigkeiten deshalb abgehalten und immer wieder neue Vereine gegründet) müsste in gleichem Masse darüber beraten werden, wo gegen die wachsenden Ansprüche, Versuchungen wirksam einzugreifen sei und wie das Verantwortungsbewusstsein neu geweckt und gestärkt werden kann. — Sehen wir denn glücklichere Menschen, indem ihre Ansprüche, ihre Wünsche in Erfüllung gehen?

Es ist nicht damit getan, dass wir nun einfach denken, die Entwicklung sei nicht aufzuhalten. Wenn wir mit Leib und Seele bei unserem Berufe sind, dann können wir über diesen Fragen nicht mehr ruhig werden, sondern müssen eine Lösung finden, die den Möbelhändlern und sonstigen Abzahlungsgeschäften, dem Bauen von Luxuswohnungen etc. eine Grenze setzt.

Wachsamkeit und vermehrte Kritik sind am Platze, auch wenn dadurch die eigene Beliebtheit bei unseren Schutzbefohlenen eingebüsst werden müsste. Das nimmt man nicht leicht auf sich, der Fürsorger ist nun einmal in gewissem Sinne dem «Fürsorgten» ausgeliefert, oft mehr als wir wahrhaben wollen. Er ist auch insofern abhängig von ihm, als er allein auf der Basis des gegenseitigen Vertrauens etwas mit ihm erreichen wird. Insofern ist der Fürsorger gewissermassen dazu gezwungen, «mit dem Strome zu schwimmen». Aber andere Kreise, dort wo über Gesetze beraten und bestimmt wird, dort müsste es gehört werden, dass ein völliger Leerlauf im Fürsorgewesen unweigerlich eintreten wird, wenn man nicht bald vernünftige Massstäbe findet und umkehrt von dem Wege, der immer weiter in die Verwirrung führt und den Menschen immer unglücklicher, immer beghehrlicher und richtungsloser werden lässt.

Wenn jene Kreise mithelfen wollten, unsere un sinnige Entwicklung in gemässigter Bahnen zu bringen, könnte auch die Arbeit unserer Fürsorger wieder fruchtbarer und segensreicher werden. Helfen wir darum alle im Zusammenstehen dazu Sorge tragen, dass der wahre Sinn der Fürsorge nicht verloren geht, und wir alle unsere Kräfte auch in Zukunft gerne in den Dienst der sozialen Arbeit stellen.

H. R.

Einige Gedanken über die Verhütung der Zahnfäulnis mittels Fluor

Landauf, landab erwartet man sehnsüchtig die behördliche Verfügung, es sei dem Knochsal, dem Wasser oder der Milch zum Schutze der Zähne Fluor zuzusetzen. Genügt nun aber das Fluor allein, um unserer «galoppierenden Zahnschwindsucht» wirksam entgegenzutreten?

Es ist direkt skandalös, dass trotz unserer unermüdblichen Zahnpflege, trotz den zahlreichen Schulzahnkliniken, trotz den vielen Zahnärzten und trotz der fortschreitenden wissenschaftlichen Erkenntnis auf dem Gebiete der Zahnheilkunde 97 bis 100 Prozent unserer Gebisse kariös, das heisst faul sind! Der von allen Seiten ertönende Ruf nach einer Sanierung der unhaltbar gewordenen Zustände ist deshalb verständlich und mit allen Kräften zu unterstützen. Die Kriegskosten hat uns zwar seinerzeit äusserst eindrücklich gezeigt, wie dem erschreckenden Zahnerfall auf einfachste, sicherste und billigste Art Einhalt geboten werden kann. Aber die Menschheit ist heute viel zu träge und allzusehr lustbetont, als dass sie sich in ihren kulinarischen Genüssen den Zähnen völlig einschränken würde. Was ist daher willkommenere als die verheissungsvollen Fluor-Pillen!

Die Frage der Bedeutung des Fluors für die Zähne ist in den Jahren 1946 bis 1949 in ausserordentlich gründlicher Weise durch Dr. v. Fellenberg, Chefchemiker im Eidgenössischen Gesundheitsamt, und Dr. med. dent. H. Schmid, Präsident der Vereinigung schweizerischer Schulzahnärzte, Zürich, abgeklärt worden. Die Ergebnisse der 1200 Fluoranalysen extrahierter Zähne, ferner die Analysen von zahlreichen Trinkwasserproben und Lebensmitteln, die in einem Fachblatt publiziert wurden, zeigen, dass 74 Prozent der analysierten Trinkwasserproben fluorarm sind. In Gegenden, wo das Trinkwasser einen genügenden Fluorgehalt aufweist, enthalten die Zähne bis zu 150 Milligramm-Fluor, wo fluorarmes Wasser getrunken wird, also fast im gesamten Mittelland, aber bloss bis 7 Milligramm-Fluor. Die Fellenberg'schen Analysen beweisen auch, dass «Zähne mit hohem Fluorgehalt im allgemeinen weniger von Karies befallen werden, als solche mit niedrigem Fluorgehalt». Die beiden Forscher sind sich aber auch einig, dass die Fluorfrage nur eine Seite eines sehr komplexen Geschehens ist. «Wir dürfen», schreiben sie, «keineswegs erwarten, dass das Kariesproblem auf dem Wege zu schaffen, wenn wir unseren Volk optimale Fluormengen bieten, denn es sind noch weitere Ursachen der Karies vorhanden, die sehr ernstlich in Betracht fallen», wobei sie auf die Ernäh-

runng hinweisen. Bei einer einigermaßen vernünftigen Ernährung würden wir nämlich genügend Fluor zu uns nehmen. Dabei ist zu beachten, dass die Milch (nebst Meerfischen) eines der fluorreichsten Lebensmittel ist, dass die Kartoffelhalt 0,64, die geschälte Kartoffel aber bloss 0,007 mg%, das Vollkornbrot 0,07, das Weissbrot aber bloss 0,027 mg% Fluor enthält. Es wird somit auch hier wieder bestätigt, dass eine einfache, unraffinierte Kost, mit möglichst wenig «Zugewaren, aber mit dunklem Brot und mit viel Früchten und Gemüsen der sicherste Garant für gesunde Zähne ist.

Ganz besonders wichtig ist auch, dass die Vorbeugung, sei es mit der Ernährung oder mit Fluor, nicht erst im Kindergarten- oder Primarschulalter, sondern bei der werdenden Mutter, mindestens aber vor dem dritten Lebensjahr des Kindes einsetzt. Im späteren Alter nützt die Fluoraufnahme erfahrungsgemäss nicht mehr viel.

Fraglich ist nun, in welcher Form die Fluoraufnahme am zweckmässigsten erfolgt, nämlich ob durch Knochsal, Wasser, Milch oder Tabletten. Letztere fallen für das Volksganze ausser Betracht, da nur ganz vereinzelt Personen konsequent Tag für Tag von Lebensbeginn an eine Fluortablette schlucken würden. Zur Frage der Milchfluorierung wird darauf hingewiesen, dass die künstliche Anreicherung von Lebensmitteln und ganz besonders von Milch mit chemischen Stoffen in medizinischen Kreisen umstritten ist. Das Knochsal sodann dürfte einmal deshalb ausser Betracht fallen, weil gerade werdende Mütter und Kleinkinder möglichst kochsalzarm leben sollen! Es bleibt also noch das Trinkwasser als Träger des Fluorsatzes. Seine Verwendung wird von der schweizerischen Zahnärzte-Gesellschaft warm empfohlen und hätte den Vorteil, dass das Fluor gleichmässig verteilt würde. Die Kosten belaufen sich, nach Berechnungen des Wasserwerkes Bern, auf etwa 45 Rappen pro Kopf und Jahr.

Nochmals sei aber mit allem Nachdruck gesagt, dass das Fluor die Zähne nur zu retten vermag, wenn gleichzeitig eine einfache und vollwertige Nahrung auf den Tisch gelangt.

S. H., Gesundheits-Inspektor

Mitteilungen

Wie wir erfahren, hat die Generalversammlung des Staatsbürgerlichen Verbandes Katholischer Schweizerinnen die Vorbereitungen zur Durchführung eines wirksamen Zivilschutzes begrüsst, doch bittet sie die verantwortlichen Behörden, von einem verfassungsmässigen und gesetzlich verankerten Oblatorium für die Frauen abzusehen, solange die Schweizer Frauen nicht die Möglichkeit haben, selbständig diese öffentlich-rechtliche Verpflichtung mitzubestimmen.

Ehrgang Elisabeth Rottens

In Berlin-Tempelhof wurde laut einer Mitteilung in der «Tat» unter dem Namen «Elisabeth-Rottens-Schule» in Anwesenheit der Trägerin des Namens und unter Teilnahme des Senats sowie bedeutender Persönlichkeiten aus dem pädagogischen Leben Deutschlands feierlich eingeweiht. Dass eine Institution nach einer lebenden Persönlichkeit benannt wird, trifft nur in seltenen Fällen zu, und es spricht dies für die ausserordentlichen Verdienste von Frau Dr. Elisabeth Rottens auf dem Gebiete der Pädagogik.

Man setze sich

seinen edlen nationalen Gefühlen nicht zur Wehr und koche besser heute schon mit dem herrlichen P I C - F E I N-Speisefett.

Höflichen Dank!

Heinrich Rusterholz AG., Speisefettwerk, Wädenswil

Das trustfreie Schweizer Unternehmen!

Aus dem Füllhorn der Pro Juventute

Alois Carigiet, dessen Kinderbuch «Der grosse Schnee» soben vom Internationalen Kuratorium für das gute Jugendbuch ausgezeichnet wurde, hat für Pro Juventute eine Serie entzückender Farblätter mit Kindersujets gemalt. Sie haben auf einer Serie der diesjährigen Glückwunschkärtchen eine ausgezeichnete Wiedergabe gefunden und werden zweifellos überall einer begeisterten Aufnahme begegnen. Aber auch für die Blumenfreunde ist gesorgt. Sonja Schwirzer hat sehr geschmackvolle, farbig und zeichnerisch sorgfältig gestaltete Sujets entworfen, die sich sowohl für die Übermittlung von Fest-



tagswünschen, wie auch während den übrigen Jahreszeiten verwenden lassen. Die Künstlerkarten der Pro Juventute bringen uns gediegene Reproduktionen von Gemälden Frank Buchers. — Besondere Sorgfalt hat die Postverwaltung wiederum auf die neuen Pro-Juventute-Marken verwendet. Die Fünfermarke schmückt das Porträt des Tessiners Carlo Maderno, der als Architekt mehrerer Laufkäfer in Rom unvergängliche Werke barocker Baukunst schuf. Die 10er-, 20er- und 40er-Marken zeigen uns Bilder heimischer Sommervögel, und auf der gelben 30er spreizt ein blaueschwarzes schimmernder Laufkäfer seine gstaligen Beine. Meister Niklaus Stöcklin hat für die Insektenmarken eine künstlerisch fein abgestimmte Farbzusammensetzung entwickelt, so dass sie mit der von Karl Bickel gestochenen Gedenkmarke einen prächtigen Satz ergeben, der nicht nur den Sammlern der kleinen Kunstwerke, sondern allen Jugendfreunden gefallen wird. Man darf daher wohl sagen: «Mit Pro Juventute frankier Post wirkt freundlicher» und dazu der Hoffnung Ausdruck geben: «Im Weihnachtsmonat sollte alle Post mit Pro-Juventute-Marken frankiert sein!» Der bescheidene Zuschlag kommt ja unserer Schweizer Jugend zugute!

Auf diesen Umstand verweist uns auch das von Celestino Piatti entworfene Werbepaket, dessen kraftvolle Konturen und farbenfrohe Akzente uns freundlich daran erinnern, dass eine frohe und gesunde Jugend die beste Garantie für die Zukunft unseres Volkes bedeutet. Helfen wir darum der Pro Juventute durch den Kauf ihrer Karten und Marken für ein weiteres Jahr jenen Schweizerkindern wirksam beizustehen, die dieser Hilfe bedürfen!

Von der Rohbaumwolle zum Kleid

Die Baumwolle ist aus dem Leben der Frau nicht wegzudenken. Man denke an ihre universelle Rolle als Watte, man verfolge die unendlich vielen Möglichkeiten des täglichen Gebrauchs, die bei der bescheidenen Wundel beginnen und beim modisch eleganten Kleid aufhören.

Innerhalb der schweizerischen Textilindustrie, die den oft genannten grossen schweizerischen Industrien an Wichtigkeit kaum nachsteht, nimmt die Baumwollindustrie den ersten Platz ein. Auf Grund der mancherlei Berührungspunkte haben sich Baumwoll- und Stickerindustrie auf einem gemeinsamen Nenner zusammgefunden, in der neugeschaffenen Publikationsstelle der Schweizerischen Baumwoll- und Stickerindustrie. Sie war es auch, die — im Rahmen der Schweizer Woche — die ostschweizerische Presse zu einer von Paul Rothenhüsler glänzend organisierten Rundreise eingeladen hat, die ins Reich der Baumwolle führte.

Sie begann in Uster, in dem altinesenenen Spinnerei-Unternehmen Heusser-Staub. Wie alle in der Schweiz verarbeiteten Rohstoffe muss auch die Baumwolle eingeführt werden. Gewaltige Stapel von Baumwollballen türmen sich in riesigen Lagerräumen, um von 30 000 Spindeln zu hochwertigen Garnen versponnen zu werden. Ein kaum übersehbarer Park von Maschinenwundern, die Tausende von Menschenhänden ersetzen, übernimmt die Arbeit des Spinnens. Der letzte Frühjahr erstellte Neubau imponiert nicht nur durch seine Raumgrösse und Zweckmässigkeit, ebenso sehr auch durch seine ganze architektonische Gestaltung. Weisse Säulen heben sich vom leuchtend blauen Hintergrund ab. Die 150 m lange Fensterfront gibt dem riesigen Spinnraum nicht nur Helligkeit, der Ausblick in gepflegte Grünanlagen lenkt wohlwollend ab. Erfreulich berührt der in die Tat umgesetzte Wille, die Umgebung und die Arbeitsverhältnisse der hier arbeitenden Männer und Frauen freundlich und angenehm zu gestalten durch technische Neuerungen auf dem Gebiet der Klimaanlage, Luftbefeuchtung, Entstaubung und Heizung, wie auch rationaler Arbeitsmethoden. In seinem neuesten Kleid gilt das Unternehmen der Firma Heusser-Staub als wohl modernster Spinnereibetrieb der Welt.

Vom webfertigen Garn hätte nun der Weg in die Weberei nach Flawil geführt. Aus geographischen Gründen wurde diese Station übersprungen und der Besuch bei der Firma Heberlein in Wattwil vorausgeschickt. In diesem ins Riesenhafte ausgedehnten Färberei-, Ausrüstungs- und Veredelungsbetrieb gelangen die noch rohen, unansehnlichen Baumwollgewebe ihr modisches Gesicht. Wie sie zu ihrer erstaunlichen Schönheit kommen, das lehrt ein Rundgang durch die auf verschiedene Gebäude verteilten Fabrikräume, in denen gebleicht, gefärbt, mercerisiert, sanforisiert, nach komplizierten Methoden bedruckt, appliziert und satiniert wird. Die Veredelung der Baumwollgewebe auf chemischen, mechanischem und elektrostatischem Wege hat in den letzten Jahren auf Grund wissenschaftlicher Forschung revolutionäre Ausmass angenommen und ist für die Textilindustrie von ausserordentlicher Bedeutung. Die im Hochveredelungsverfahren erzielten Erfolge, mit hauchzarten Organdy, zum Teil mit Flockprint, oder mit stickereiähnlichen Effekten, bedeuten noch lange nicht das Ende dieser sensationellen Entwicklung. Die durch die mannigfaltigen Prozesse erzielte Schönheit der Baumwollgewebe zu bewundern, fand

sich Gelegenheit im Ausstellungspavillon der Firma Heberlein. Aus bescheidenen Anfängen hervorgegangen, hat sich die Firma Heberlein im Laufe ihres 120-jährigen Bestehens zu einem weltbekanntem Grossunternehmen entwickelt, in dem Mensch und Maschine sich verbinden und dirigiert von menschlichem Forschergeist Leistungen erzielen, die im Ausland starke Beachtung gefunden haben.

Die Spinnen und Veredeln verbindende Brücke fanden die Presseleute in Flawil, in der Weberei Habis-Textil A.G. Auch hier wieder ein Musterbeispiel erfolgreichen Unternehmenseistes. Schritt haltend mit den technischen Neuerungen der Zeit ging die Firma zum vollautomatischen Webereibetrieb über, setzte moderne Jacquardstühle ein und gliederte dem Unternehmen eine Garn- und Stückfärberei sowie eine Ausrüsterei nach modernen Anforderungen an. Heute beschäftigt die Firma 5000 Personen. Bei einem Monatsverbrauch von 10 000 kg Garn umfasst die Produktion modische Baumwollstoffe und eine Reihe von Baumwollartikeln, die ihren Absatz hauptsächlich im Inland finden. Als Selbstversorger besitzt das Unternehmen seinen Webbedarf aus eigenen zwei Spinnereien, die ihren Sitz im Thurgau und in Zürich haben.

Während Spinnen, Weben, Veredeln etwas weniger poetisch vor sich geht, begleitet vom Chor der Maschinen, deren ewig rhythmisches Arbeitslied den Raum erfüllt, spielte sich die Modeparade im Saal des Hotel Rössli in Flawil unter Heblischen Klängen ab. Eine Freude war es, die sauberhaften Endprodukte der während eines Tages geschauten Arbeitsprozesse nun in modischer Verarbeitug durch graziose Mannequins vorgeführt zu bekommen.

Es sind immer wieder Spitzenleistungen — in der Textilindustrie wie überall — die sich den Absatz im Ausland erobert. Allen Konkurrenzschwierigkeiten zum Trotz, zeigen heute die schweizerische Textilindustrie aus bekannten Lohn- und Zollgründen ein sehr gutes Aussehen. Es ist zum Glück ein magisches Wort geworden, das Qualität und Exklusivität verheisst. H. F. St.

Kosmetik auf neuen Wegen

Der Wunsch schön zu sein und es möglichst lange zu bleiben, ist so alt wie die Menschheit. Zwar ist Schönheit ein recht relativer Begriff, der von Volk zu Volk, von Jahrhundert zu Jahrhundert wechselt. Eines aber ist gewiss, sowohl der Ägypterin wie der Römerin, zu Pharaos, wie zu Neros Zeiten, galt die Schönheit der Haut viel. Mit Eselsmilch, Kräutern und Oelen wurde sie gepflegt. Es gab aber auch Zeiten, da die Hautpflege in Vergessenheit geraten war. Seit Beginn unseres Jahrhunderts hat man sich ihrer wieder erinnert. Die Wissenschaft nahm sich ihrer an, Schönheitssmittel wurden wie Pilze aus dem Boden. Die Einsicht brach sich Bahn, dass gutes Aussehen nicht von Puder und Schminke, sondern von einer gesunden, reinen Haut abhängt. Diese zu pflegen und bis ins Alter zu erhalten, ist die Quintessenz jeder richtigen Gesichts- und Hautpflege. Unter den vielen Mitteln zu wählen ist nicht leicht; denn jede Haut reagiert individuell.

Die Gesichtspflege beginnt mit der gründlichen Reinigung der Haut. Auf diesem Grundprinzip beruht die Wirkung des Skin-Up, dem von einer Wiener Kosmetikerin, Frau Friedel Schreyer, erfundenen neuen Kosmitikum. Skin-Up ist keine neue Crème, kein neues Hormon- oder Vitamin-Präparat,

keine Placenta, kein Collogen und auch nicht das, was unter einer Maske zu verstehen ist. Also kein Produkt, das bestehende Kosmetikprodukte konkurrenziert. Im Gegenteil, Skin-Up schließt die Anwendung einer guten Gesichtserème nicht aus, sondern bereitet ihr im wahrsten Sinne des Wortes — den Boden zu voller Wirksamkeit.

Die Anwendung von Skin-Up in der Art einer 5-Minutenmaske, bewirkt eine Loslösung abgestorbener Hautzellen sowie von Talg, Fett- und Staubpartikeln, die die Hautporen verstopfen und das Eindringen auch der besten Nährerème verhindern, deren Gebrauch infolgedessen weitgehend nutzlos wird. Im Gegensatz zu den verschiedensten, nicht immer ungefährlichen Hauterneuerungsmethoden auf chemischer oder mechanischer Basis, ist das «Peeling» («Schälen») mit Skin-Up absolut ungefährlich. Es vollbringt eine Tiefenreinigung und zugleich eine Straffung und Regeneration der Haut, dank wertvoller Aufbaustoffe, die in ihm enthalten sind. Wird die leicht aufzutragene Crème, die nach wenigen Minuten trocken, mit kreisenden Massagebewegungen wegwischen, so werden damit gleichzeitig die abgestorbenen Hautzellen und Hautunreinigkeiten wegwirgt. Die so gründlich gereinigte Haut erscheint rein und frisch, gut durchblutet und gestrafft. Es sind dies die Eigenschaften, die das Ziel jeder kosmetischen Behandlung bilden; denn nur sie können einem Antlitz jugendliche Frische verleihen. Wenn sich Skin-Up auch in der Bekämpfung von Akne, allergischen Entzündungen und vielen andern unliebsamen Hautfehlern siegreich zeigt, dann haben wir in ihm einen wertvollen Helfer gefunden, der uns mancher Sorge enthebt. Eine gesunde Haut ist die Grundbedingung von Gefügtheit. Wer sie besitzt — und wer möchte es nicht — gewinnt an guter Laune und wohl auch an Selbstsicherheit, die man immer und überall, im Beruf, in der Familie und in Gesellschaft, sehr wohl brauchen kann. H. Forrer-Stapfer

Radiosendungen

vom 25. November bis 1. Dezember 1956

sr. Montag, 26. November, 14 Uhr: Notier's und probier's: Ein Metzgermeister gibt Auskunft. — Mittwoch, 14 Uhr: Biblische Frauengesunden. — Freitag, 14 Uhr: Die halbe Stunde der Frau: Gespräch mit einer Kopistin und Malerin.

Kinder- und Jugendsendungen

sr. Montag, 26. November, 10.20 Uhr: Schulfunk: Im Flugzeug zu den Eskimos. Erlebnisse in Grönland. 17.30 Uhr: Der König hinter dem Wandschirm. Hörspiel für Kinder. — Mittwoch, 14.30 Uhr: Schulfunk: «Der Sumpfschneider». Hörfolge über die Korrektion des Seelands. 16.30 Uhr: Radio Bern bei den Kindern von Schüpfheim. — Donnerstag, 10.20 Uhr: Schulfunk: «Schiff in Not». Hörspiel über den Rettungsdienst an der Küste. — Freitag, 14.30 Uhr: Schulfunk: Des Kindes Tagestau. Eine Liederfolge. 17.30 Uhr: Kinderstunde: Es Konzert für eu.

Redaktion:

Frau B. Wehrli-Knobel, Birmsendorferstrasse 426 Zürich 55, Tel. (051) 35 30 85
Wenn keine Antwort: (051) 26 81 51

Verlag:

Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin: Fr. Dr. E. Nageli, Trolistrasse 28, Winterthur

Leute loben Leder Lochers Leder
Leder Locher, beim Fraumünster, Zürich

Geschenke mit bleibendem Wert

Bestecke
Kaffe- und Tee-Services
Back-Apparate
Backformen
Pfannen

In rostfreiem Stahl, Kupfer, Messing, Email, Aluminium

Sind Sie in vielsaitiger Auslese preiswert bei

GROB Haushaltungs-Geschäft
Glockeng. 2, Tel. 23 30 06
ZÜRICH 1 (Strehlgasse 21)

Zum quete Zvieri

Braustube Hürlimann
Bahnhofplatz Zürich

B Tägliche Fragen???

Wie Rasch gut preiswert
was Tellerservice

Wann 11.00 bis 14.00 täglich
Wo Gipflestube Marktgasse 18
W. Bertschi Sohn Tel. 24 50 16

An der neu eröffnenden **Mädchenoberschule Basel** ist auf das Frühjahr 1957 die Stelle einer **Hauswirtschaftslehrerin** zu besetzen. Bewerberinnen sollten Freude am Umgang mit Schülerinnen an der Oberstufe und Interesse an der Aufbauarbeit einer neuen Schule besitzen. Verlangt wird das baslerische oder ein gleichwertiges schweizerisches Hauswirtschaftslehrerinnen-Diplom. Bewerbungen mit den erforderlichen Ausweisen, einem Lebenslauf und genauen Angaben über die bisherige Lehrtätigkeit sind bis zum 10. Dezember 1956 zu richten an das **Rektorat der Mädchenoberschule, Münsterplatz 18, Basel 1**, (Telephon 23 81 41). Erziehungsdepartement Basel-Stadt

Capina für Ihr Haar
— wunderbar —

HAARPFLEGE SALON GODY BREITENMOSER
Zürich 2, beim Bahnhof Enge, Genera.-Wille-Str. 21, Tel. (051) 23 58 77

Fanny Meyer
Zürich 1, Storchengasse 2
Telephon 23 23 49

PULLOVER JACKEN
HEMDEN
KRAWATTEN
HANDSCHUHE
STRÜMPFE BLUSEN
JUPES HERREN- und DAMEN-WÄSCHE

Melzgerlei Charcuterie

J. Leutert | **Zürich 1**
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

Inserieren im Schweizer Frauenblatt bringt Erfolg!

Messing in neuen Formen

Bücherstütze
Paar Fr. 15.40
Zeitungshalter Fr. 36.50

SPINDEL
St. Petersstr. 11 Zürich 1 Tel. 23 30 89

Feine Delikatessen
Güggeli / Ravioli / Pastelli / Sulzen

Traiteur Seiler
Uranienstrasse 7, Zürich 1, Telephon 27 49 77

Wenn Ihr Zahnfleisch blutet... **90%**

dann sollten Sie sofort an Stelle der sonst gewöhnlichen Zahnpasta «Blend-a-med» benützen, das neue medizinische Zahn- und Mundpflegemittel. Sie werden überrascht sein, wie schnell das Zahnfleisch blutet und die entzündlichen Prozesse des Zahnfleisches abklingen. Lockeres Zahnfleisch wird wieder straff und fest. «Blend-a-med» schützt Ihre Zähne auch erfolgreich vor der Zahnfäule (Karies), da es in hohem Masse wachstumshemmend auf die säurebildenden Bakterien wirkt, welche die Kalksubstanz des Zahns auflösen und so den Zahnerkrankungen einleiten. Verlangen Sie in Ihrer Apotheke oder Drogerie «Blend-a-med»: sie hält Ihre Zähne und den Mund gesund.

■ ■ ■ ■ ■
■ ■ ■ ■ ■
■ ■ ■ ■ ■
■ ■ ■ ■ ■

■ ■ ■ ■ ■
■ ■ ■ ■ ■
■ ■ ■ ■ ■
■ ■ ■ ■ ■

Blend-a-med

Verkaufspreis Fr. 129.-

Osswald-Automatic

Eine ganz neuartige, vollautomatische Kaffeefiltermaschine, Schweizer Fabrikat, SEV geprüft.

Schon 25 Sekunden nach Einschalten beginnt das Filtern des Kaffees. In wenigen Minuten ist bis zu 1 Liter aromatischer Kaffee fertig zubereitet.

Auf der eingebauten Wärmepfanne kann er stundlang warmgehalten werden. Die Abschaltung des Wasserschalters erfolgt automatisch.

Einfachste Reinigung: Nur Krug und Filter aus Jenaer-Glas müssen ausgetauscht werden. Ebenso schnell können Tee, Punsch und Grog zubereitet werden.

Ein Fremdgeschmack entsteht nicht, da Wasserzubereitung und Überbrühung in getrennten Behältern erfolgen. Vorführung bei:

Baumann, Koelliker
AG FÜR ELEKTROTECHN. INDUSTRIE SIISTR. 37 ZÜRICH